

DER GEEFLÜCHTETE JESUS



Am Set eines Films mit politischer Sprengkraft

Heino Ferch



ist beeindruckt vom Glauben

Dieter Falk



feiert seinen 60. Geburtstag

Dorothee Bär



sorgt sich um Internet-Hass

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Altstadt von Matera kennt fast jeder. Auch viele, die noch nicht da waren, haben sie schon gesehen: Seit Jahrzehnten zieht die süditalienische Stadt Filmemacher aus aller Welt an. Etliche Jesusfilme wurden hier gedreht. Unser Redakteur Jörn Schumacher hat für diese Ausgabe von pro einmal hinter die Kulissen geschaut. Oder besser gesagt: Er hat sich mittendrin umgesehen. Er begleitete den Schweizer Regisseur Milo Rau, der zurzeit in Matera ein Theaterprojekt realisiert, das auch gefilmt wird. Zuschauer sind ausdrücklich willkommen. Den Regisseur interessieren vor allem soziale und politische Aspekte von Jesus. Lesen Sie in unserer Titelgeschichte, warum



Besucher am modernen Filmset auch biblische Atmosphäre erleben – und welche kuriosen Szenen am Rande zu beobachten waren (Seite 6).

Auch in Deutschland waren wir ganz nah dran bei der Entstehung eines medialen Produkts, nämlich eines ZDF-Fernsehgottesdienstes in Pirmasens. Michael Diener, Vorsitzender des Gnadauer Verbands, hat dort, in seiner Heimatstadt, gepredigt. Ab Seite 16 lesen Sie, wie der Gottesdienst – nur wenige Tage nach dem Anschlag auf eine Synagoge in Halle – kurzfristig dem aktuellen Thema angepasst wurde. Lassen Sie sich mit hineinnehmen in die Arbeit der TV-Profis und in die minutiöse Planung, die für so einen Fernsehgottesdienst nötig ist. Eins können wir vorwegnehmen: Am Ende hat alles gut geklappt, Michael Diener spricht von „Gottes Führung“ – trotz des tragischen Anlasses, der die Änderungen in letzter Minute erforderlich gemacht hatte.

Im November haben wir, die Christliche Medieninitiative pro, den „Goldenen Kompass“ verliehen. Das tun wir alle zwei Jahre, um solche Journalisten und Medienschaffende auszuzeichnen, die christliche Inhalte besonders gelungen in säkularen Medien verbreitet haben. Eindrücke von der Preisverleihung sehen Sie auf den Seiten 22 und 23.

In der vor uns liegenden Adventszeit werden wir daran erinnert, dass Jesus selbst „als Licht in die Welt gekommen“ ist, damit, wer an ihn glaubt, „nicht in der Finsternis bleibe“ (Johannes 12,46). Gerade zu Weihnachten gilt aber auch, dass wir diese Gute Nachricht nicht nur „mit Worten“, sondern auch „mit der Tat und mit der Wahrheit“ weitergeben (1. Johannes 3,18). Auch hierzu finden Sie einen Beitrag in diesem Heft (Seite 14).

Ich wünsche Ihnen wertvolle Entdeckungen bei Ihrer Lektüre von pro,

Christoph Irion
Ihr Christoph Irion



Kurzmeldungen	4
Leserbriefe	19

MEDIEN

Titel

Selfie mit Jesus	
Am Set eines hochpolitischen Jesusfilms	6
Die Wahrheit suchen	
Ein Impuls von Uwe Birnstein	11
„Danke, Jesus – wie meine Mutter sagen würde“	
Das Religiöse am amerikanischen Quotenhit rund um die „Urknalltheorie“	12
„Freikirchen hatten zu hohe moralische Ansprüche“	
Markus Baumgartner hilft Kirchen, durch ihre Kommunikation attraktiver zu werden	14
Hoffnung frei Haus	
So entsteht ein Fernsehgottesdienst	16
„Menschen sollen Gott kennenlernen“	
Christian Sterzik ist bei der Evangelischen Kirche fürs Digitale zuständig	20

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT kostenlos!

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 5 66 77 00



Kleine Halloween-Fans:
Wenn Kinder einen
Brauch feiern wollen,
dem die Eltern nichts
abgewinnen können



Der Goldene Kompass geht an ...

Christliche Medieninitiative pro zeichnete herausra-
gende Medienschaffende aus 22

„Glaube kann in schwierigen Zeiten helfen“
Schauspieler Heino Ferch im Interview 24

GESELLSCHAFT

„Mich fasziniert die Stärke, die Jesus ausstrahlt“
Gladbach-Trainer Marco Rose im Interview 26

Volkes Stimme Gehör verschaffen
Was Sie beachten müssen, wenn Sie eine Petition
unterzeichnen 28

Teil 2 der Reihe: So begeistert Kirche
Oase im Alltagsstress 30
Kirche für Andere 32

POLITIK

„Wir dürfen nicht abstumpfen“
Dorothee Bär, Staatsministerin für Digitalisierung, über
Hass im Netz 34

Der clevere Brexit-Gewinner
Eine Kolumne von Wolfram Weimer 37

„Wir haben die Frau zur Ware gemacht“

SPD-Politikerin Leni Breymaier glaubt nicht an freiwilli-
ge Prostitution 38

„Jeder junge Mensch sollte die Bibel kennen“
Wolfgang Kubicki über seine aktive Zeit beim CVJM 40

PÄDAGOGIK

Süßes oder Süßes!
Eine Kolumne von Bild-Chef Daniel Böcking 43

Mit dem Controller ins Terrortraining
Wie gefährlich sind Computerspiele? 44

KULTUR

Farben des Glaubens
Der Glaube des Vincent van Gogh 47

Dieter Falk von A bis Z
Ein alphabetisches Interview zum 60. Geburtstag 48

Fontane und der Ehebruch
Wie es der Dichter mit dem Sechsten Gebot hielt 52

Musik, Bücher und mehr
Neuerscheinungen kurz rezensiert 54

IMPRESSUM

Herausgeber Christliche Medieninitiative pro e.V.
Charlotte-Bamberg-Straße 2 | 35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 5 66 77 00 | Telefax (0 64 41) 5 66 77 33
Vorsitzender Michael Voß | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktion Martina Blatt, Dr. Johannes Blöcher-Weil, Nicolai Franz,
Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Stefanie Ramsperger
(Redaktionsleitung), Norbert Schäfer, Jörn Schumacher,
Jonathan Steinert, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 5 66 77 77 | Adressverwaltung (0 64 41) 5 66 77 52
Anzeigen Telefon (0 64 41) 5 66 77 67 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christliche Medieninitiative pro e.V.
Druck L.N. Schaffrath GmbH & Co. KG DruckMedien, Geldern
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000
| IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto pro/Jörn Schumacher

„Soziale Netzwerke sind Brandbeschleuniger“

Kinder und Jugendliche verbreiten oft leichtfertig über ihre Handys kinderpornografisches Material. Das Bundeskriminalamt sieht darin ein Massenphänomen und ein „Delikt von internationaler Dimension“. Die Leiterin der Abteilung für schwere und organisierte Kriminalität, Sabine Vogt, bemängelt, dass vor allem Minderjährige Inhalte verbreiteten, „ohne sich ausreichend Gedanken über den kinderpornografischen Charakter zu machen“. Sie leiteten entsprechende Inhalte nicht aus einer pädosexuellen Motivation heraus weiter, sondern unreflektiert. In Klassen-Chats würden die Bilder oder Videos häufig noch mit lustigen Emojis versehen. Für Vogt deutet das auf eine Verharmlosung hin. Der Missbrauchsbeauftragte der Bundesregierung, Johannes-Wilhelm Rörig, fordert daher ein Pflichtschulfach „Medienkompetenz“. Dort sollen Schüler lernen, dass grundlegende Werte wie Menschlichkeit und Respekt auch in der digitalen Welt gelten. | JOHANNES BLÖCHER-WEIL

Foto: JESH00TS (Jan Vašek), Pixabay | Public Domain



Jugendlichen ist oft nicht klar, was sie anrichten, wenn sie bestimmte Inhalte über das Internet weiterverbreiten



der muslimischen Jugendlichen in Deutschland finden den Glauben an Gott wichtig. Von den evangelischen Jugendlichen denkt das nur einer von vieren, bei den Katholiken sind es mit 39 Prozent etwas mehr. Das zeigt die aktuelle Shell-Jugendstudie, die im Oktober vorgestellt wurde. Auch bezogen auf die Herkunft der jungen Menschen zeigt sich eine ähnliche Verteilung in dieser Frage zwischen jenen, die aus islamisch geprägten Ländern stammen, und Deutschen ohne Migrationshintergrund.

Die Unterschiede werden ebenfalls in der Glaubenspraxis deutlich: 60 Prozent der muslimischen Jugendlichen beten mindestens einmal in der Woche. Von den christlich geprägten tun das nur 18 Prozent der katholischen und 13 Prozent der evangelischen Jugendlichen. Dass es die Kirche gibt, finden aber mehr als zwei Drittel – 69 Prozent – aller Jugendlichen gut, unabhängig davon, ob sie selbst einer Konfession angehören oder nicht.

Für die 18. Shell-Jugendstudie wurden insgesamt 2.572 Jugendliche im Alter von 12 bis 25 Jahren in den ersten drei Monaten dieses Jahres befragt, ergänzt um 20 vertiefende, qualitative Interviews mit jungen Menschen verschiedener Altersgruppen. Die Studie wird seit 1953 regelmäßig durchgeführt, Auftraggeber ist der Mineralölkonzern Shell. | JONATHAN STEINERT

„Leben mit Jesus hat Auswirkungen für Jetzt und Ewigkeit“

Die Jugendevangelisation JesusHouse findet 2020 wieder statt. pro hat bei den beiden Hauptverantwortlichen, Kai Günther und Julia Garschagen, nachgefragt, welche Impulse die Veranstaltung setzen soll.

pro: JesusHouse hat das Thema „Ein neues Menschsein“. Wo kann das Jugendlichen gelingen?

Kai Günther: Jugendliche wollen wissen, was sich verändert und was es ihnen bringt, mit Jesus zu leben. JesusHouse soll zeigen, dass ein Leben mit Jesus im Hier und Jetzt und für die Ewigkeit Auswirkungen hat. Unser Menschsein verändert sich dadurch. Ich muss dafür nicht unbedingt dreimal pro Woche in meiner Gemeinde sein. Es wirkt sich aus, auf Familie, Schule und Sportverein.

Was machen denn „JesusHouse-Berater“?

Julia Garschagen: Vielen Gemeinden fällt es schwer, eine Evangelisation durchzuführen. JesusHouse soll nicht nur ein Höhepunkt sein, sondern auch kontinuierlich wirken. Deswegen wollen wir die Veranstaltung an das Potenzial vor Ort anpassen. Manche Gemeinden machen JesusHouse um 9.30 Uhr in der Schulcafeteria, andere um 18 Uhr in der Skater-Halle. Geschulte Berater treffen sich mit den Gemeinden und entwickeln Ideen, die zum jeweiligen Ort passen.

Welche Schlagzeile würden Sie hinterher zu JesusHouse gerne lesen?

Kai Günther: „Direktor überrascht, weil sich Situation an seiner Schule verändert hat. Was hat das mit JesusHouse zu tun?“ JesusHouse hat das Potenzial dazu, weil Jesus das Potenzial dazu hat.

Vielen Dank für das Gespräch. | DIE FRAGEN STELLTE JOHANNES BLÖCHER-WEIL



Junge Menschen sollen bei JesusHouse die befreiende Botschaft der Bibel erfahren

Wie US-Rapper Kanye West das Evangelium predigt

Der amerikanische Musiker und Produzent Kanye West veranstaltet seit einigen Monaten in unterschiedlichen amerikanischen Städten seine eigenen „Sunday Services“. Die Sonntagsgottesdienste sind geprägt von viel Musik sowie Gebeten und Andachten, hunderte Besucher kommen. Ende Oktober veröffentlichte der Rapper ein Gospel-Album (siehe Rezensionen S. 54/55). Auf einer Listening-Party zu seinem Album erklärte West fast beiläufig, dass er sich zum christlichen Glauben bekehrt habe. Er wolle nicht unterhalten: „Wir sind hier, um das Evangelium zu verbreiten. (...) Ich habe mich kürzlich erst bekehrt. Das bedeutet, dass ich erst in diesem Jahr errettet worden bin.“ Er spricht öffentlich von seinem neu erlangten Glauben und lädt sein Publikum ein, Jesus nachzufolgen. Von einigen Kritikern bekommt er Gegenwind, sie kaufen ihm den Wandel nicht ab. In einem Interview des britischen Moderators James Corden sprach West dazu im übertragenen Sinn vom Wachsein und vom Schlafen: „Würden Sie zustimmen, dass das zwei verschiedene Zustände sind? Menschen, die nicht glauben, sind lebendige Tote. Sie schlafen.“ Der Künstler eckt an: Mit seiner Unterstützung für US-Präsident Donald Trump, seiner öffentlich gelebten Ehe zu TV-Starlett Kim Kardashian West und vielem mehr. Was mancher nicht weiß: Wests Ärzte diagnostizierten eine bipolare Störung bei ihm. Nun äußerte er, dass sein Glaube ihm geholfen habe, besser mit seinen psychischen Problemen umzugehen. | MARTINA BLATT

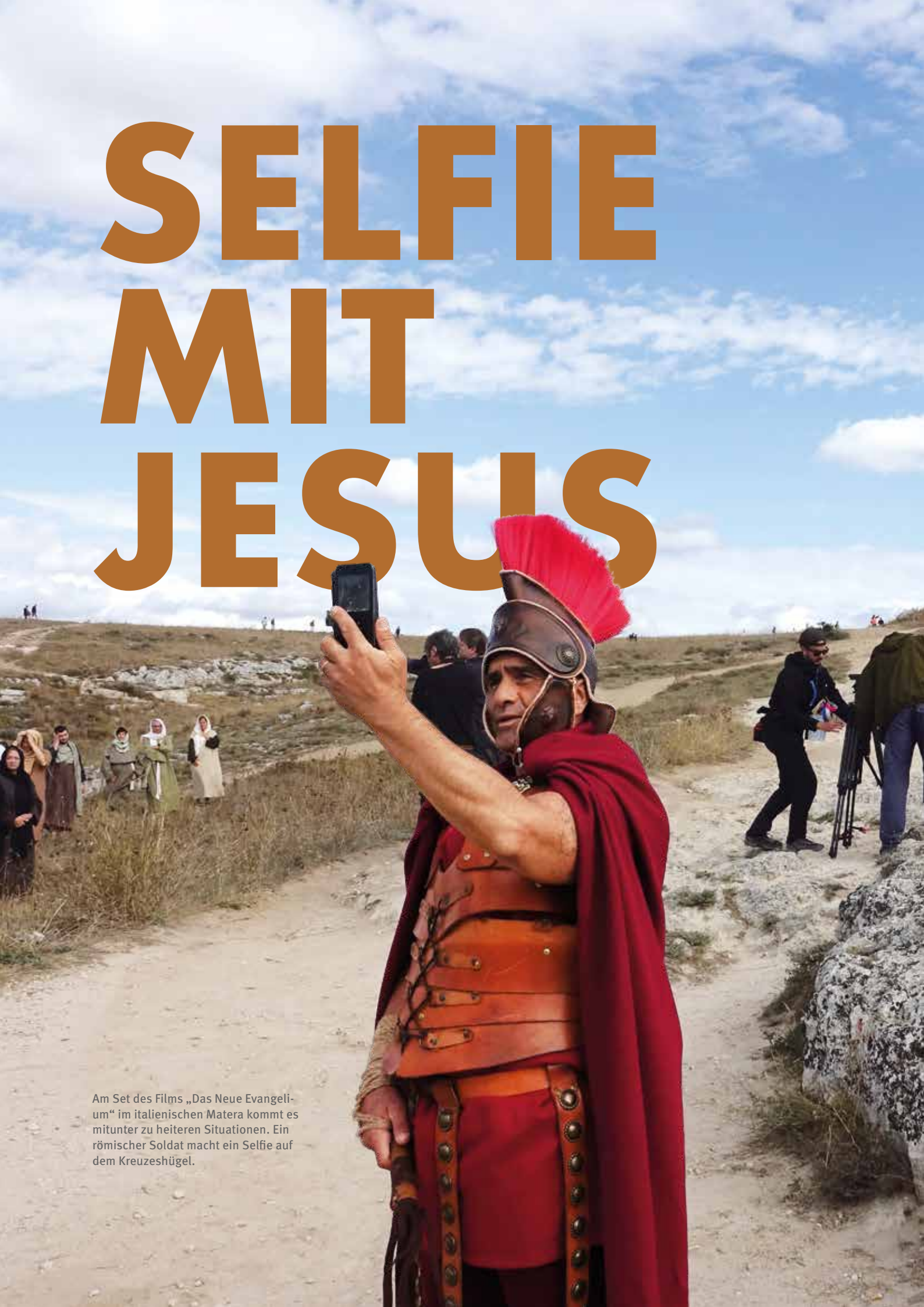


Kanye West: Der umstrittene Rapper veranstaltet neuerdings Gottesdienste

Lesen Sie einen ausführlichen Beitrag zu dem Thema unter: bit.ly/2rWy5c3

SELFIE MIT JESUS

Am Set des Films „Das Neue Evangelium“ im italienischen Matera kommt es mitunter zu heiteren Situationen. Ein römischer Soldat macht ein Selfie auf dem Kreuzeshügel.



Wenn ein römischer Zenturio ein Selfie mit Jesus am Kreuz macht, wenn der Mann daneben eine Zigarette an seinen Mund gereicht bekommt, weil seine Arme an den Querbalken eines Kreuzes festgebunden sind, und wenn eine Dame mit Sonnenhut regelmäßig zum schreienden Schmerzensmann kommt, um ihm aus einer Sprühflasche Schweißperlen auf die Stirn zu sprühen, dann weiß man: Man ist an einem Filmset. Der Schweizer Regisseur Milo Rau dreht im süditalienischen Matera einen Jesusfilm mit politischer Botschaft. Genau dort, wo bereits Paolo Pasolini und Mel Gibson ihre Bibelfilme gedreht haben.

| VON JÖRN SCHUMACHER

Jesus!!!“, schallt es laut über den Platz. Doch es ist kein tiefgläubiger Mensch, der gerade eine Erleuchtung hatte, sondern der Schweizer Regisseur Milo Rau. Er dreht mit großer Crew einen Jesusfilm im süditalienischen Matera. „Jesus! Bitte geh noch einmal hinter die Linie“, fordert der Schweizer seinen Hauptdarsteller auf. Es klingt am Set von „Das Neue Evangelium“ manchmal wie in einer Kirchengemeinde. Aber nur fast.

Ein junger Mann mit vielen Kleberollen am Gürtel trägt über seiner Schirmmütze eine Dornenkrone. So lange sie Jesus nicht auf dem Kopf hat, soll sie in den Drehpausen keinen Schaden nehmen. Zigarette rauchend schlendert ein römischer Soldat in glänzender Rüstung an Jesus vorbei, hält kurz an, witzelt mit dem Mann im weißen Gewand, und schlurft dann weiter. Es gibt viele solcher „lustigen“ Szenen am Set eines Jesusfilms. Schon wenn man sich dem Drehort nähert und den biblischen „Leidensmann“ sieht, so oft auf Tausenden Gemälden verewigt und in zig Filmen immer wieder zelebriert, fällt einem unwillkürlich ein Witz aus dem Klamauk-Film „Das Leben des Brian“ ein: „Linke Reihe anstellen, jeder nur ein Kreuz.“ Und so weiter.

Den Schauspielern sind die etwas absurden Situationen natürlich bewusst. Die Mischung aus todernster Szenerie gerade eben, in der jemand zu Tode gefoltert wird, und dem alltäglichen Schnack über Familie, Verkehrsstau und Wetter sofort nach dem „Cut!“ des Regisseurs. Der Zenturio, ein kräftiger Mann mit kantigem Gesicht, geradezu perfekt für seine Rolle gecastet, zückt immer wieder sein Handy unter der Rüstung hervor und macht Selfies. Mit sich und dem massiven Kreuz, mit Maria, mit Jesus. Rau ist es gelungen, ein ziemlich perfektes Cast auf die Beine zu stellen. „Ich caste gern“, sagt er im Interview von pro. Eine Kleinigkeit, die er vielleicht mit Jesus gemeinsam hat. Als der seine Apostel zusammenstellte, habe er ja auch eine Art Casting veranstaltet, sagt Rau und lächelt. Er konnte die 57-jährige Schauspielerin Maia Morgenstern für die Rolle der Maria gewinnen, die bereits in Mel Gibsons „Die Passion Christi“ Jesu Mutter spielte. Der Jesus-Darsteller Enrique Irazoqui aus dem Jesusfilm „Das 1. Evangelium – Matthäus“ (1964) von Paolo Pasolini übernimmt hier die Rolle von Johannes, dem

Milo Rau wurde 1977 in Bern geboren. Er studierte Soziologie, Germanistik und Romanistik in Paris, Zürich und Berlin. Im Jahr 2007 gründete er die Theater- und Filmproduktionsgesellschaft „International Institute of Political Murder“ (IIPM). Er ist Dozent für Regie, Kulturtheorie und soziale Plastik. Seit 2018 Künstlerischer Direktor am Stadttheater Gent. Seit Wintersemester 2019/20 hat er die Poetik-Dozentur am Germanistischen Seminar der Universität Münster inne.



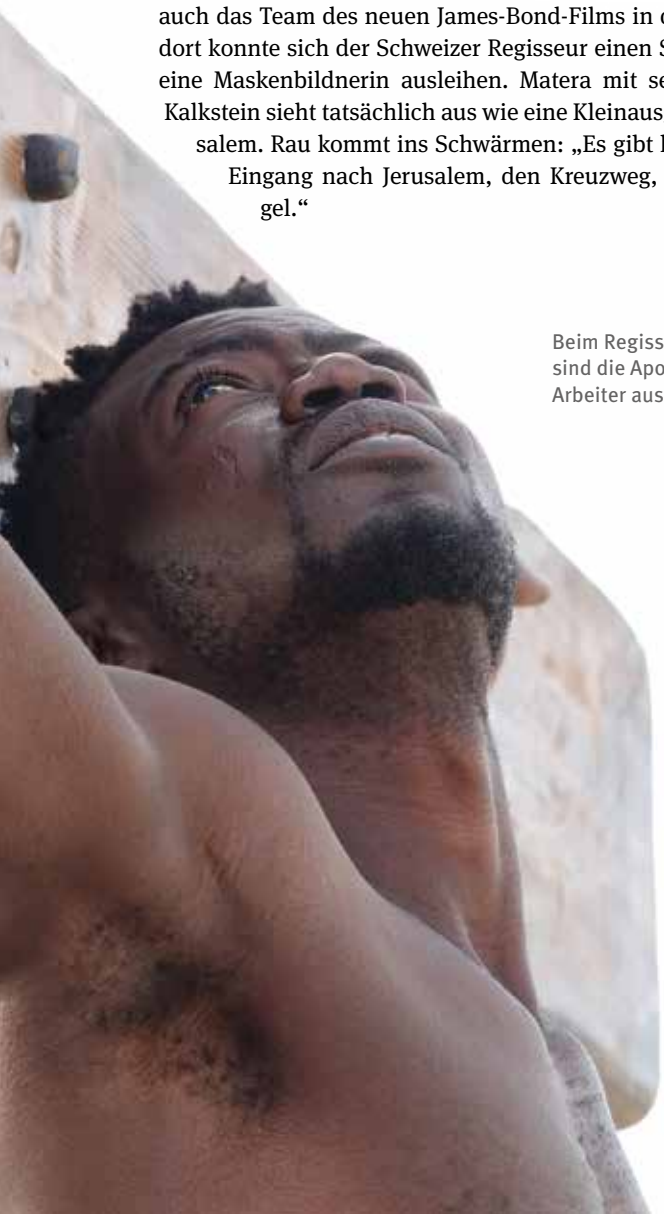
Regisseur Milo Rau (rechts) fand in dem Aktivisten Yvan Sagnet aus Kamerun einen guten Jesus-Darsteller



Täufer. Pontius Pilatus besetzte Rau mit dem italienischen Charakterdarsteller Marcello Fonte („Dogman“, 2018).

Der Drehort für Raus Film „Das Neue Evangelium“ selbst ist filmhistorisch einzigartig: In Matera drehten sowohl Pasolini als auch Gibson ihre Jesusfilme. Und gerade aktuell drehte auch das Team des neuen James-Bond-Films in der Stadt. Von dort konnte sich der Schweizer Regisseur einen Stuntman und eine Maskenbildnerin ausleihen. Matera mit seinem weißen Kalkstein sieht tatsächlich aus wie eine Kleinausgabe von Jerusalem. Rau kommt ins Schwärmen: „Es gibt hier alles: den Eingang nach Jerusalem, den Kreuzweg, den Kreuzhügel.“

Beim Regisseur Milo Rau sind die Apostel schwarze Arbeiter aus Afrika



„Wo die Politik versagt, hilft nur die Kunst“

Rau ist bekannt für seine politischen Theaterprojekte. Geboren 1977 in Bern, inszenierte er sich zum „derzeit einflussreichsten Regisseur des Kontinents“ (Die Zeit), zum „interessantesten Künstler Europas“ (De Standaard), ja zum „Theatererneuerer“ (Der Spiegel). Rau studierte Soziologie, Germanistik und Romanistik in Paris, Zürich und Berlin, arbeitete lange als Reporter für die Neue Zürcher Zeitung und ist seit 2003 Regisseur. Er gründete 2007 die Theater- und Filmproduktionsgesellschaft „International Institute of Political Murder“ (IIPM) und arbeitet als Dozent für Regie, Kulturtheorie und soziale Plastik an Universitäten und Kunsthochschulen. Seit 2018 ist er Künstlerischer Direktor am Stadttheater in Gent. Rau wurde mit vielen Preisen ausgezeichnet (Peter-Weiss-Preis, 3sat-Preis, ITI-Preis des Welttheatertages, Schauspielregisseur des Jahres 2017, Europäischer Theaterpreis, Ehrendoktor des Theaterdepartments der Lunds Universität in Schweden). Außerdem ist er seit Januar 2017 fester Experte der Schweizer Fernsehsendung „Literaturclub“.

Rau ist jemand, der mit seinen Projekten da hinget, wo es wehtut. Wo Provokation noch wirkt. So brachte er die Verurteilung und Erschießung des rumänischen Diktatoren-Ehepaars Ceaușescu ebenso wie die wirren Fantasien des norwegischen Rechts-Terroristen Anders Behring Breivik auf die Bühne. Als Rau 2015 im kongolesischen Bürgerkriegsgebiet 60 Zeugen zu seinem „Kongo Tribunal“ zusammenbrachte, sprach der Guardian vom „ambitioniertesten politischen Theaterprojekt, das je inszeniert wurde“. Und die Zeit schrieb anerkennend: „Wo die Politik versagt, hilft nur die Kunst.“



Eben herrschte noch angespannte Ruhe während des Drehs, doch nach dem „Cut!“ haben die Darsteller erst einmal wieder Zeit für kleine Späße

Fotos: pro/jörn Schumacher

Beim „Neuen Evangelium“ ist der Hauptdarsteller politischer Aktivist und schwarz. Der 34-jährige Yvan Sagnet kam 2007 aus Kamerun dank eines Stipendiums nach Italien, studierte Ingenieurwesen, musste das Studium aber abbrechen. Er lernte bei der Arbeit auf einer Tomatenfarm ein System der Ausbeutung von Arbeitern kennen: Flüchtlinge aus Afrika erhalten für 16 Stunden Arbeit am Tag teilweise weniger als 20 Euro. Sagnet organisierte Proteste gegen dieses moderne Sklaventum und fordert: Der Konsument darf einfach nicht mehr Produkte kaufen, die auf Ausbeutung von Menschen und Verstößen gegen die Menschenrechte beruhen. Für Rau ist klar: Die römische Besatzermacht von damals ist im Zeitalter der Globalisierung vergleichbar mit den multinationalen Unternehmen, den Supermarktketten, für die billig das neue heilig ist.

Deswegen heißt es im Untertitel des „Neuen Evangeliums“ auch: „Revolte der Würde“. Rau selbst stellt mit dem Projekt die Frage: Wie lässt sich die Politik in Europa noch mit den christlichen Werten vereinbaren? Als die Stadt Matera zur Europäischen Kulturhauptstadt 2019 ernannt wurde, fragte sie beim Schweizer Regisseur an, ob er für sie etwas inszenieren könne. Er verknüpfte daraufhin die Tradition Materas als Jesusfilm-Stadt mit dem Problem der mafiösen Ausbeutung von Flüchtlingen in Süditalien.

Peitschenhiebe auf die Schutzweste

Mittlerweile ist es Nachmittag geworden. Tapfer halten die Schauspieler die ihnen zugewiesenen Standpunkte ein. Lange Zeit passiert nichts. Das Warten gehört ohnehin zu den an einem Filmset gefragtesten Talenten. Wie lange mag der Neben-

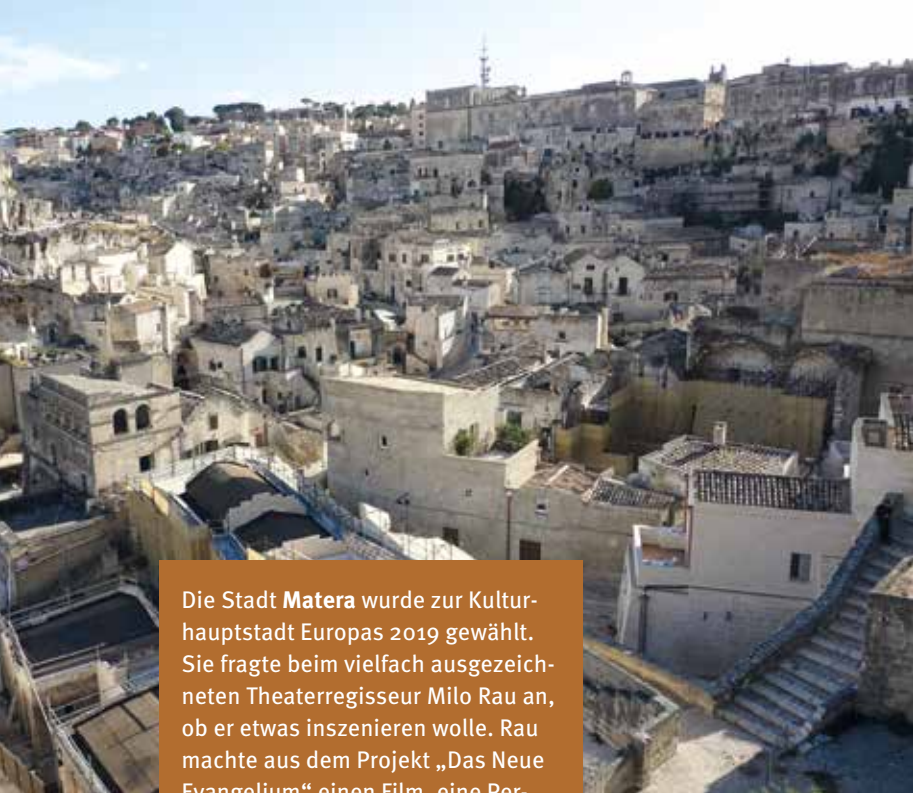


In den Drehpausen kommen immer wieder Touristen und wollen Selfies mit den Darstellern machen

darsteller da oben am Kreuz nun schon in der Sonne hängen? Ab und zu reicht ihm jemand eine Plastikflasche mit Wasser, oder schwarz gekleidete Techniker lassen das stahlverstärkte Holzkreuz herab und gönnen dem Schauspieler eine Pause. Beide Arme weiter fest ans Kreuz gebunden, nimmt er dankbar eine Zigarette mit dem Mund auf, die ihm der Regisseur anzündet und hinüberreicht. „Der letzte Wunsch“, witzelt einer, und alle lachen, auch der wehrlos mit Seilen fixierte Darsteller kichert.

„Ton läuft, keiner bewegt sich mehr!“, ruft ein Mann mit Kopfhörer über der blauen Wollmütze und mit einem großen Mikrofon-Wuschel in der Hand, erst auf Italienisch, dann auf Englisch. Von da an wandert sein strenger Blick über das Set, und sobald auch nur zu hören ist, wie sich ein Fuß über die Steine bewegt, springen seine Augen zum Verursacher und strafen ihn mit einem verärgerten Blick. „Azione“, ruft der Regisseur in die Stille, und alle Schauspieler setzen sich langsam in Bewegung. Würdevoll schreitet die trauernde Menge hinter dem römischen Zenturio her. Mit seiner Peitsche schlägt er auf den Jesus-Darsteller Sagnet ein. Der trägt unter dem Gewand zum Schutz ein Polster. Auf seinem Rücken prangen rote Flecken aus künstlichem Blut. Vor wenigen Sekunden hat er noch mit den anderen Darstellern gelacht und gealbert, aber wenn er gefragt ist, fällt er sofort wieder in seine Rolle als leidender Messias, der Blick halb hoffend, halb verzweifelt. In den Drehpausen kommen sofort Touristen und wollen ein Selfie machen. Dann setzt Sagnet sein herzerweichendes Grinsen auf und lässt es über sich ergehen.

Dass Zuschauer am Rande des Filmsets auftauchen, hat Regisseur Rau bewusst mit einkalkuliert. Bei normalen Filmprojekten ein Ärgernis: Da schlurften Urlauber mit dem Handy in der Hand am Set vorbei, sichtbar verblüfft darüber, in welche Szenerie sie da geraten sind. Reisegruppen lässt der Regisseur bewusst passieren und von seinen eigenen Kameras einfangen. Dann leuchten Raus Augen. Genau das ist es, was er will: Das Evangelium von Jesus im Heute, nur so ergibt es Sinn. Auch wenn es Schauspieler sind, und das Setting nicht echt: Immer wieder springt die neutestamentliche Zeit auf das Hier und Jetzt über. Bei der Szene der Verurteilung Jesu tritt ein echter orthodoxer Priester zur Zuschauermenge. Und als diese gemäß Drehbuch Jesus verhöhnt und den Kriminellen Barabbas freilassen möchte, ist der Geistliche sichtlich berührt. In der Drehpause lässt er es sich nicht nehmen und kniet vor dem Jesus-Darsteller nieder und küsst ihm die Hände.



Die Stadt **Matera** wurde zur Kulturhauptstadt Europas 2019 gewählt. Sie fragte beim vielfach ausgezeichneten Theaterregisseur Milo Rau an, ob er etwas inszenieren wolle. Rau machte aus dem Projekt „Das Neue Evangelium“ einen Film, eine Performance und eine politische Kampagne. Der Film ist eine deutsch-schweizer-italienisch-französische Koproduktion mit dem Schweizer Fernsehen SRF, dem ZDF und Arte. Die Dreharbeiten fanden im Sommer im süditalienischen Matera statt. Der Film soll im Herbst 2020 ins Fernsehen und in die Kinos kommen.

Blick über die Altstadt von Matera

Wenn Schwäche zum Sieg wird

Auf die Frage, ob ihn am Neuen Testament eher das Politische interessiere als das Religiöse, sagt Rau: „So, wie ich Politik verstehe, ist es fast eher Religion, und so, wie ich Religion verstehe, ist es fast eher Politik.“ Während für viele Christen Jesus ja derjenige ist,



Fotos: pro/jörn Schumacher

Während Gibson genau darauf achtete, dass das Setting historisch korrekt sein sollte, und seine Darsteller sogar das neutestamentliche Aramäisch sprechen mussten, müssen bei Rau Kleidung und Frisuren nicht hundertprozentig exakt sein. „Bei vielen Kostümen weiß man gar nicht, wo man da gerade ist“, sagt er gegenüber pro, „ob es sich um das alte Rom oder den heutigen Sudan handelt.“ Allein dass Jesus schwarz ist, sei einer der offensichtlichsten „Fehler“, die er eingebaut habe. „Ein Bibelfilm ist für mich ästhetisch gesehen ohnehin eine absolute Gratwanderung. Kostümfilme sind ja grundlächerlich“, sagt Rau.

der durch seinen Sühnetod am Kreuz eine Hoffnung in den Herzen entzündet, der selbst der Weg, die befreiende Wahrheit und das ewige Leben ist, ist für Rau Jesus lediglich als Sozialrevolutionär interessant. „Ich glaube nicht an Gott“, sagt er. „Ich glaube nicht einmal, dass irgendjemand an Gott glaubt. Es leuchtet mir nicht ein, an wen man da glauben soll.“ Was ihn allerdings fasziniere, sei der Gott, der selbst schwach und menschlich wird. „Das ist eine unglaublich interessante Metapher, um Gott darzustellen“, sagt der Regisseur. „Wenn Gott der ist, bei dem Schwäche zum Sieg wird, dann glaube ich auch daran, klar.“ Überhaupt sei Jesus gerade wegen seiner Ecken und Kanten interessant. „Jesus ist in vielen Momenten unsympathisch. Als ihm jemand sagte, das teure Öl, das ihm eine Frau einmassierte, hätte man auch gut verkaufen oder den Armen geben können, antwortet der: ‚Es gibt viele Arme, aber es gibt nur einen Jesus.‘“ Für Rau, der vor allem die soziale Botschaft Jesu im Fokus hat, eine unverständliche Reaktion. An anderer Stelle sei Jesus ja fast schon menschenverachtend. Etwa wenn jemand zu ihm kommt und sagt, sein Vater sei gerade gestorben, und Jesus antwortet: Lasst die Toten die Toten begraben. Rau: „Das ist eigentlich kaum vorstellbar.“ Offenbar kam es Jesus auf mehr an, als sympathisch zu sein. „Würden sich Kirche und Politik auf das besinnen, was von der historischen Jesusbewegung als realpolitisches oder einfach humanistisches Programm skizziert und gelebt ist, wären alle Fragen erledigt“, sagt Rau. Vielleicht ist es ja gerade diese Botschaft, die Jesus vermitteln wollte: Es wäre so einfach, wenn ihr einfach nach Gottes Regeln lebt. Ist das nun eine politische Botschaft oder eine theologische? Sie ist wohl beides. Jesus selbst lebte wie ein Unterdrückter, ein Flüchtling. Oder mit den Worten Raus: „Er lebte ja selbst als Schreiner eine Zeit lang als Arbeiter auf den Großbaustellen des römischen Imperiums.“ ■





Für Journalisten ist Rudolf Augsteins Satz „Sagen, was ist.“ wegweisend. Augstein gründete das Nachrichtenmagazin Der Spiegel.

DIE WAHRHEIT SUCHEN

Können gläubige Journalisten wertfrei über unterschiedliche Religionen schreiben? Ein Plädoyer dafür, dass Journalisten ohne Scheu das aufschreiben sollten, was ist. | VON UWE BIRNSTEIN

Unsere Leser haben alles erreicht: Geld, Beruf, Ansehen. Sie wissen, wie man eine Frau flachlegt – oder sie werden es nie lernen. Jetzt geht's ans Eingemachte. Ich persönlich glaube nicht. Aber schreiben Sie uns gerne etwas darüber, wie Männer glauben!“

ren, ist eine große Herausforderung, ja. Die Ideale des freien Journalismus entstanden in der Aufklärungszeit: Er soll verantwortungsvoll die Abhängigkeit der Menschen aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit fördern. Die gibt es mitunter ja auch im religiösen Bereich. Einige

*Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr!,
in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun
meines Vaters im Himmel.*

Matthäus 7,21

– Der Chefredakteur des Hochglanz-Männermagazins war sichtlich erfreut über mein in einem kühnen Moment gemachtes Angebot. Drei Männer porträtierte ich: einen katholischen Mönch aus Spanien, einen buddhistischen Schauspieler und einen von indianischer Spiritualität beseelten Redakteur.

Einige fromme Kollegen rümpften die Nase: „Wie kannst du nur wertfrei über unterschiedliche Religionen schreiben?“ Ja, warum denn nicht? Als Journalist bin ich an der Wirklichkeit interessiert: Was glauben Menschen, wie leben sie? Einen „besseren“ Glauben gibt es nicht. Mir diesen vorurteilsfreien Blick zu bewah-

Glaubende wännen sich unhinterfragbar auf der Seite Gottes. Sie scheuen den Außenblick und wehren sich mitunter entlarvend aggressiv gegen Journalisten, die neugierig hinterfragen.

Wenn ich über solche Gruppen berichte, hilft mir ein Jesus-Wort aus dem Matthäusevangelium. „Nicht jeder, der Herr, Herr ruft“, kann sich der Wahrheit sicher sein – so wenig wie ich es mir als Schreibender sein kann.

Welcher Geist leitet mich?

In der journalistischen Berichterstattung über religiöse Gruppen geht es folg-

lich um Fakten, nicht um Glauben. Sie zu schildern, kann Folgen haben. Als freier Journalist habe ich die mehrmals am eigenen Leib und in den Auftragsbüchern gespürt. Mal verhängte eine Landeskirche, mal eine evangelikale Zeitschrift ein Schreibverbot – weil ich Intrigen und anderes recherchiert und veröffentlicht hatte. In viele Höhlen religiöser Löwen tauchte ich ab und beschrieb sachlich meine Erlebnisse. Auch das hatte Folgen: Dass meine letzte Stunde geschlagen habe, eröffnete mir eine Scientology-Sprecherin, wir endeten vor einem irdischen Gericht. Mit dem Jüngsten drohte mir ein „christlicher Unternehmer“ nach einem Bericht in der Wochenzeitung Die Zeit. Glaube und Macht gehen mitunter unheilige Allianzen ein.

Umso wichtiger ist es für mich als Journalisten, stets reflektiert zu bleiben: Was ist mein Antrieb, von welchem Geist lasse ich mich leiten? Jedenfalls überspringt der gerne alle möglichen Grenzen. Er treibt mich und andere Schreibende dazu, ohne Scheu zu hinterfragen und zu schreiben, was ist. Bestenfalls ermöglicht er es Lesenden, die eigenen Begrenzungen wahrzunehmen und darüber hinauszublicken. Er bewahrt mir die Neugierde, neue Welten zu entdecken, und gibt mir den Mut, sie zu schildern.

Der Chefredakteur des Männermagazins übrigens bestellte weiterhin Glaubensthemen bei mir. Heute ist er Christ.



Foto: Maren Kolf

Der Diplom-Theologe **Uwe Birnstein** (57) arbeitet seit 1991 als freiberuflicher Journalist für verschiedene Zeitungen und das Fernsehen, derzeit hauptsächlich für das Radio. Außerdem veröffentlichte er viele Bücher; seine Biografie über Margot Käßmann wurde Spiegel-Bestseller. Birnstein lebt mit seiner Familie in München.

Foto: Christian Charisius dpa/Ino

„DANKE, JESUS – wie meine Mutter sagen würde“

In „The Big Bang Theory“ stolpern liebenswerte Nerds durchs Leben. Die Serie avancierte zur erfolgreichsten Sitcom der vergangenen Jahre. Auch der christliche Glaube hat seinen Platz – als Dauerkonflikt zwischen dem weltfremden Physiker Sheldon Cooper und dessen gläubiger Mutter. | VON NICOLAI FRANZ



Seit 2009 läuft „The Big Bang Theory“ im deutschen Fernsehen. Nach zwölf Staffeln läuft die Serie im Dezember aus.

Foto: Warner Bros. Television

Danke, Jesus!“, jubelt Sheldon, nachdem er beim Bowling alle Pins abgeräumt hat – um sofort wie ertappt nachzuschieben: „... wie meine Mutter sagen würde.“

Sheldon Cooper (Jim Parsons) und seine Mutter Mary (Zoe Perry) könnten unterschiedlicher kaum sein. Er der verhaltensauffällige Nerd, der nichts so verehrt wie die theoretische Physik, der sogar Elite-Ingenieure für „angelernte“ Arbeiter hält, sich selbst aber für ein Jahrhundertgenie, der zwar wissenschaftliche Höchstleistungen vollbringt, aber die Empathiefähigkeit eines Roboters besitzt (was er als Kompliment auffassen würde). Glaube ist für Sheldon etwas für simple Gemüter.

Auf der anderen Seite seine warmherzige Mutter Mary, eine knackkonservative Texanerin, die sich in ihrer evangelikalen Kirche engagiert, und für die die politisch korrekten Kalifornier, bei denen ihr „Shelly“ nun wohnt, verwirrte Liberale sind.

Die Nerd-Freunde als Familienersatz

Sheldon ist eine der Hauptfiguren in „The Big Bang Theory“ („Die Urknalltheorie“), der erfolgreichsten Sitcom der vergangenen Jahre. Die TV-Serie handelt von den vier Nerds Sheldon, Howard (Simon Helberg), Leonard (Johnny Galecki) und Raj (Kunal Nayyar), die an einer Universität forschen. Penny (Kaley Cuoco), die attraktive Nachbarin von Sheldon und Leonard, arbeitet als Kellnerin, träumt aber von einer Schauspielkarriere. Dazu kommen Amy (Mayim Bialik) und Bernadette (Melissa Rauch), die ihre große Liebe in Sheldon und Howard finden.

„The Big Bang Theory“ generierte ihren Erfolg durch eine Mischung aus Bewährtem und Neuem. Dass Freundeskreise junger Erwachsener zeitweise eine Familie ersetzen können, weiß die Fernsehwelt spätestens seit der Serie „Friends“, die bis 2004 lief. Zum bekannten Hollywoodinventar gehört die bewusste Überzeichnung der Protagonisten, die bei „The Big Bang Theory“ bisweilen zu Karikaturen geraten.

Neu ist, dass die männlichen Hauptfiguren zur bis dato wenig beachteten Nerdszene gehören: Sie daddeln nächtelang Computerspiele, geben Unsummen für Comic-Hefte und Star-Trek-Figuren aus, tun sich aber schwer, wenn es um Beziehungen geht – auch wenn es ihnen schließlich gelingt, welche zu führen. Die Serie fand weltweit Millionen Fans, die finale Staffel läuft in Deutschland auf ProSieben noch bis Dezember.

Wissenschaftlerin und gläubig? Kein Problem.

Und auch Religion spielt immer wieder eine Rolle. Howard ist Jude, heiratet mit Bernadette aber eine Katholikin, die eine katholische Schule besuchte. Als Howard seine Flamme Bernadette seiner besonders selbstbewussten jüdischen Mutter vorstellen will, rät er seiner Freundin, doch bitte „Mister Cross“ abzunehmen, den Kreuzanhänger an ihrer Halskette. Der indischstämmige Raj ist mehr oder weniger gläubiger Hindu, während Sheldon Religion strikt ablehnt.

Weniger bekannt ist, dass Leonards Darsteller Jonny Galecki eine eigene Serie namens „Living biblically“ („Biblisch leben“) produziert hat. Die auf dem gleichnamigen Buch basierende Sitcom handelt von einem Mann, der nach dem Tod seines besten Freundes versucht, sein Leben an der Bibel auszurichten.

Auch für Mayim Bialik, die in „The Big Bang Theory“ das Mauerblümchen Amy Farrah Fowler mimt, spielt Glaube eine

Rolle in ihrem Leben außerhalb der Serie. Kurioserweise ist sie wie ihre Serienrolle eine Neurowissenschaftlerin. Häufig werde sie darauf angesprochen, wie sie als Naturwissenschaftlerin an einen Gott glauben könne, sagt die Jüdin in einem YouTube-Video. Für Bialik ist das kein Problem. Im Gegenteil gebe es ihrem Leben Halt und Sinn, wenn sie im Gebet immer wieder mit Gott in Verbindung trete.

Sheldons Mutter – eine Geheimwaffe

Wenn in „The Big Bang Theory“ Gott ins Spiel kommt, dann eigentlich immer in Verbindung mit Sheldons Mutter Mary Cooper. Sie ist es, die die Freunde herzlich, aber bestimmt in der Kirche ermutigt, ein Gebet zu sprechen, was die meisten von ihnen auch tun.



Foto: Mayim Bialik / YouTube

Mayim Bialik (in „The Big Bang Theory“ Amy Farrah Fowler) erklärt auf YouTube, warum sie gläubige Jüdin ist

Sheldon kann all das natürlich nicht ernst nehmen. Und doch hängt er an seiner gläubigen Mutter mehr als an allem anderen. Trotz seiner intellektuellen Überlegenheit gehorcht er ihr aufs Wort, wenn sie ihre mütterlichen Weisungen nur entschieden genug vorträgt. Sie ist die Geheimwaffe seiner Freunde, wenn er sich mal wieder entgegen allen menschlichen Gepflogenheiten verhalten hat und sich nicht entschuldigen will.

„Was mich aufregt, ist die Heuchelei“

Sticheleien gegen den Glauben seiner Mutter kann er sich trotzdem nicht verkneifen. Die Drehbuchautoren geben dabei weder die schlichte Gläubigkeit der Mutter noch die spleenige Wissenschaftsvergötterung von Sheldon der Lächerlichkeit preis – und sind dabei trotzdem urkomisch.

Der Ulk, der „The Big Bang Theory“ ausmacht, wird über die ganze Spielzeit nur selten für Ernsthaftigkeiten unterbrochen. Eine davon ist ein Gespräch zwischen Sheldon und seiner verwitweten Mutter, die er kurz zuvor in flagranti mit einem älteren Herrn erwischt hat. „Ich denke, was mich am meisten dabei aufregt, ist die unverfrorene Heuchelei“, sagt der Sohn. „Widerspricht das nicht allen religiösen Regeln, die du dein Leben lang verfochten hast?“ – „Du hast Recht, sehr sogar. Und damit hadere ich auch sehr in letzter Zeit.“ Dass Sheldons Mutter sich derart verletzlich und fehlbar zeigt, scheint sie ihm näher zu bringen als je zuvor. ■

„Freikirchen hatten zu hohe moralische Ansprüche“

Das Image von Freikirchen ist außerhalb der Szene laut einer Studie in der Schweiz nicht das beste. Der PR-Berater Markus Baumgartner erklärt, worauf es für Kirchen bei der Kommunikation ankommt und was sie dabei von Jesus lernen können. | **DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT**

pro: Sie sagen, man muss in der Lage sein, seinen Glauben möglichst in 20 Sekunden erklären zu können. Warum?

Markus Baumgartner: Für eine SMS oder auf Twitter hat man nur wenige Zeichen zur Verfügung, um etwas mitzuteilen, da muss man die Informationen auf den Punkt bringen. Aber auch wenn Sie die Chance haben, in den Abendnachrichten im Fernsehen ein Statement zu geben, wäre das nicht länger als fünfzehn bis zwanzig Sekunden. Ich habe Pastoren geschult, vor der Videokamera die wichtigsten Botschaften rüberzubringen. Wer ist Jesus? Ist die Bibel glaubwürdig? Was die Bibel lehrt, das sind unsere selbstverständlichsten Fragen, unsere wichtigsten Werte. Man kann sich darauf vorbereiten, das in nur zwanzig Sekunden zu sagen. Die Pastoren haben das im Training in der Kürze der Zeit hinbekommen. Aber es war nur für Insider verständlich. Das hätte nicht im Fernsehen gesendet werden können. Man muss so etwas verständlich machen, eine Brücke schaffen.

Wie zum Beispiel?

Auf die Frage, wer ist Jesus, wäre eine mögliche Antwort in zwanzig Sekunden: „Wenn Donald Trump behauptet, er ist der mächtigste Mann in Amerika, dann ist Jesus für mich der mächtigste Mann der ganzen Welt. Er hat mit seinem Tod am Kreuz meine ganze Vergangenheit geregelt. Er gibt mir Sinn im Hier und Jetzt. Und egal, was Donald Trump in Zukunft machen will, mit Jesus hab ich eine blendende Zukunft.“ Ich verbinde mein Statement mit einer säkularen Gegebenheit, für die es Aufmerksamkeit gibt. Dazu brauchen wir eine intelligente Sprache. Aber unsere Sprachfähigkeit in der Ge-

sellschaft ist verlorengegangen. Das müssen wir trainieren.

Warum sollten Gemeinden überhaupt in die Medien kommen?

Nehmen wir an, die Medien sind ein großer Dorfmarkt. Wenn die Christen kein Angebot dort haben, sind sie nicht Teil des Dorfes. Es ist, um ein anderes Bild zu nehmen, wie ein Fischernetz auszuwerfen. Die Fische muss Gott hineinbringen. Aber wenn das Angebot nicht bekannt ist, wie sollen die Leute irgendwo andocken können? Unser minimaler Auftrag als Christen ist es, so präsent zu sein, dass die Leute wissen: Dort könnte ich hingehen.

Wie kommt eine Kirche in die Medien?

Medien bilden nichts ab, was nur für Insider interessant ist. Ein Journalist fragt immer: Ist das, was jetzt bei euch passiert ist, auch wesentlich für alle anderen Bevölkerungsgruppen? In dem Sinne könnte die Kirche einen Jahresplan machen für 2020 und überlegen, mit welchen Anlässen und Themen sie auch für die säkularen Leute interessant sein könnte. Man holt zum Beispiel Prominente für einen Anlass oder veranstaltet ein kontroverses Podium.

Was sollten Gemeinden oder Gemeindeverbände beachten, wenn sie öffentlich kommunizieren?

Beim Verband der Freikirchen in der Schweiz haben wir zum Beispiel ein fundamentales Problem: Er heißt VFG und niemand weiß, was das heißt. Das ist ein unbedeutendes Kürzel, also weg damit. Es braucht auch ein Monitoring. Ich muss wissen, was andere über mich schreiben, dann kann ich auch Fehler korrigieren. Und vor allem braucht es einen aktiven

Ansatz, sich nicht nur dann zu melden, wenn man gefragt wird. Dazu gehört ein Kommunikationskonzept, das die eigenen wichtigsten Werte und Forderungen enthält. Die kann ich dann kommunizieren.

Was kann ein einzelnes Gemeindeglied tun, um für eine positive Außenwahrnehmung zu sorgen?

Einerseits muss es darum gehen, dass ein Pastor seine Leute „ausbildet“, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag als Christen zu leben. Andererseits: Wenn wir montags gefragt werden: Was hast du am Wochenende gemacht?, dann zu sagen: Ich war in der Kirche und das war supergut und diese Woche wird sensationell, weil es das beste war, was ich gehört habe. Also dass wir stolz sind auf den Sonntag. Dann hat die Kirche gewonnen. Wenn die Kirche kein Thema ist, dann hat sie verloren.

Worauf kommt es in den Gottesdiensten selber an?

Aus Sicht der Kommunikation braucht es zwei Predigten: die Exegese und die Rhetorik. Die Leute sind aus der TV-Welt gewohnt, dass sie auf der Bühne was geboten kriegen. Der Pastor muss keinen Fernsehgottesdienst machen, aber ein Erlebnis schaffen. Ein ganz simples Beispiel: Ein Pastor hat über Salz gepredigt und ein kleines Döschen mit Salz herumgegeben. Das durften alle anschauen und probieren. Was war der Effekt? Alle hatten einen salzigen Mund und haben darauf gewartet, dass sie ins Kirchencafé können, um ihren Durst zu löschen. Das haben die nicht so schnell vergessen.

Was können Christen von der Kommunikation Jesu lernen?

Er war außerordentlich verwurzelt im jüdischen Alltag. Er hat sehr geschickt Beispiele aus dem Umfeld der Menschen erzählt und das auf ganz neue Art und Weise ausgelegt. Ich finde Jesus sensationell. Wir haben 2.000 Jahre Zeit gehabt, seinen Lebensstil zu übernehmen. Aber wir sind weit davon entfernt. Heute sind Christen teilweise sehr militant. Dieser „Marsch fürs Leben“ in der Schweiz gegen Abtreibung zum Beispiel: Da gibt es eine gewaltsame Gegendemo und ohne Polizeieinsatz wäre dieser Marsch nicht mehr durchführbar. Einige Jahre sind sie auch mit Kindersärgen durch die Straßen gelaufen. Damit bringen sie zum Ausdruck: Du bist ein Mörder. Was macht das mit dir, wenn Christen öffentlich zu dir sagen: Du bist ein Mörder? Glaubst du dann in voller Liebe an Jesus? Die Demo hat ein berechtigtes Anliegen, aber kommunikativ ist sie komplett falsch aufgestellt.

Sie haben für Ihr Buch eine Umfrage unter der Schweizer Bevölkerung gemacht. Dabei kam heraus, dass 42 Prozent noch nichts von Freikirchen gehört haben. 19 Prozent derjenigen, die sie kannten, haben schlechte Erfahrungen mit ihnen gemacht. Woher kommt das?

Das größte Problem ist, dass die Christen nicht bereit sind für ihre Hauptbotschaft. Und was ist das? Liebe den Herrn mit deiner ganzen Kraft, mit ganzem Herzen und mit deinem Verstand. Wir haben in den Freikirchen moralisch große Fehler gemacht und hatten vor allem einen falschen Anspruch. Ich finde, Moral ist ganz wichtig. Wenn ich mich für ein Leben mit Jesus entscheide, dann weiß ich: Mein Geist wird erneuert und will auch immer artig sein. Aber mein „Fleisch“ bleibt ein Sünder bis ans Lebensende und ist Tag und Nacht fähig, die größte Schweinerei zu begehen. Und das ist bei Christen auch passiert. Und diese Diskrepanz zwischen Heiligung und Schweinereien ist groß. Wir hatten aber immer so getan, als hätten wir moralisch alles im Griff. Es gab einen Christen im Nationalparlament, der verkündet hat, bei Christen gibt es keine Scheidung. Inzwischen sagt der Politiker das nicht mehr, denn zwei seiner Söhne sind geschieden. Die Lebenserfahrung hat ihn eingeholt. Wir haben überzogene moralische Vorstellungen gehabt, die wir nicht einhalten können. Und das hat uns unglaublich gemacht.

Das heißt also, dass auch die Gemeinden selbst ihren Beitrag für ein

schlechtes Image geleistet haben?

Ja. Mein Lieblingsspruch zum Thema Missionierung ist: Ich bin ein Bettler, der einem anderen Bettler erzählt, wo es was zu essen gibt. Aber ich bin keinen Deut besser. So zu tun, als sei ich besser, kommt nicht gut an. Da wäre Ehrlichkeit viel wichtiger. Wir wissen, dass die Glaubwürdigkeit steigt, wenn Menschen für einen Fehler einstehen. Aber es geht gegen einen tiefen Stolz, den wir Christen eben auch haben.

Wie ließe sich das Image verbessern?

Wir müssen interessant sein. Es muss in der Wahrnehmung der Menschen ein Plus sein, zu sagen, ich bin gläubiger Christ: Dem kann man vertrauen, er hat solide Werte, er ist treu, er wird seine Verträge einhalten, mit dem kann man gut zusammenarbeiten. Wir müssen das Bild von uns ändern und sagen: Hey, ich bin

sind. Das Salz gehört in die Suppe, das Licht gehört ins Dunkle. Wenn die Gemeinde sich nur um sich selber dreht und es schön hat, dann fehlt die Existenzberechtigung.

Manche Christen argumentieren: Wir müssen angefeindet werden, denn wir sind nicht von dieser Welt und müssen uns mit unseren Meinungen von ihr unterscheiden ...

Das ist ein selbst gewähltes Martyrium: Ich mache was, damit ich Haue kriege, und fühle mich bestätigt. Ich bin bereit für Verfolgung, aber nur wenn ich verfolgt werde wegen Jesus, nicht wegen übertriebener moralischer Ansprüche. Es gibt in der Bibel auch Apostelgeschichte, Kapitel zwei: „Die Christen hatten Gunst beim Volk.“ Das wäre meine Idealvorstellung.

Vielen Dank für das Gespräch! ■



Markus Baumgartner, Jahrgang 1965, ist nach einer Bankausbildung und einigen Jahren als Devisenhändler in den Journalismus gewechselt. Er war mehrere Jahre für verschiedene Zeitungen tätig, schloss sich dann einer Kommunikationsagentur an und machte sich 2012 als PR-Berater selbständig. Er ist Präsident des Vereins „Cooperation Neue Medien“, die christliche Medienmacher in der Schweiz vernetzt, Herausgeber der „Dienstagsmail“, eines Newsletters zu positiven Berichten säkularer Medien über Christen, und des Buches „So machen Kirchen Schlagzeilen“ (siehe Buchbesprechung in pro 5/2019).

Foto: pro/Norbert Schäfer

ein Plus, ich bin eine Bereicherung für die Gesellschaft. Oft schämen wir uns und warten demütig, dass Jesus wieder kommt. Aber wir müssen das aktiv in die Hände nehmen, und dann ist die Kommunikation eine Folge dieser guten Dinge: Tue Gutes und sprich darüber. Jakobus sagt in seinem Brief, Wort und Tat gehören zusammen. Wenn wir nicht Täter des Wortes sind, ist unser Glaube zu nichts nütze. Wir müssen hinausgehen, mobile Angebote machen, wo die Leute

Hoffnung frei Haus

Am 13. Oktober 2019 sendete das ZDF wie jeden Sonntag einen Fernsehgottesdienst, diesmal aus der evangelischen Johanneskirche Pirmasens. Doch vier Tage nach dem Attentat in Halle war zugleich alles anders als sonst. pro hat die Entstehung eines unwahrscheinlichen, medialen Hoffnungszeichens begleitet. | **VON MARTIN JOCKEL**

Michael Diener wirkt angespannt, konzentriert. Der 57-Jährige ist Präses des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes und Mitglied im Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland. Er gehört zu den bekanntesten Theologen des Landes, ist ein Gesicht der evangelikalen Bewegung. Schon hunderte Male hat er in seinem Leben gepredigt – doch was ihm nun bevorsteht, ist auch für ihn neu.

Fokussiert blickt er zum Jugendchor, der gerade melodisch „Schalom Israel“ – Friede für Israel – singt. Gleich wird Diener sprechen. Diesen Frieden wird er zu verkündigen haben – vier Tage, nachdem an Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, ein rechtsextremistisch motivierter Terrorist in Halle zwei Menschen erschossen hat. Er hatte es auf Synagogenbesucher abgesehen, nur eine widerstandsfähige Tür verhinderte noch mehr Blutvergießen. Diener wird Halle aufgreifen müssen, das weiß er – und die Kamera läuft.

Es ist Sonntagmorgen am 13. Oktober 2019, das ZDF sendet den evangelischen Fernsehgottesdienst aus der Johanneskirche im rheinland-pfälzischen Pirmasens, Dieners Heimatstadt. Dass er hier predigen würde, wusste Diener seit Januar. Halle konnte er nicht voraussehen. Ein Fernsehgottesdienst erreicht im Schnitt etwa 700.000 Zuschauer in der gesamten Republik. Diener ist klar: Die erste medienwirksame evangelische – ja überhaupt kirchliche – Stimme zu dem Anschlag wird seine sein.

GEP koordiniert Gottesdienst

Eigentlich hätte es anders kommen sollen. Vor rund einem Jahr hatte Diener die Anfrage erreicht, ob er sich vorstellen könne, mal wieder in einem Fernsehgottesdienst zu predigen. Es wäre sein zweiter. Er selbst hat als passenden Ort die Kirche in seiner Heimatstadt vorgeschlagen, deren Gemeindepfarrer er jahrelang war. Nun steht er mit seiner Nachfolgerin, Pfarrerin Kerstin Strauch – die sich die Pfarrstelle mit ihrem Mann teilt –, an alter Wirkungsstätte und versucht, Worte der Hoffnung und Versöhnung zu finden.

In den Vorbereitungen hatte Diener eng mit dem Pfarrerehepaar Strauch, vor allem aber mit Elke Rudloff zusammengearbeitet. Rudloff ist selbst Pfarrerin, aber in Sonderfunktion – sie arbeitet für das Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik, kurz GEP, das die meisten medialen Aktivitäten der Evan-

gelischen Kirche koordiniert. Rudloff ist eine von zwei Sendebeauftragten für die evangelischen Gottesdienste im ZDF. Sie ist für den Westen Deutschlands und damit auch für Pirmasens zuständig, sorgt für die Koordination zwischen ZDF und Kirche, ist das Gehirn der gesamten Abläufe. Der öffentlich-rechtliche Sender überträgt jeden Sonntag einen Gottesdienst, zumeist evangelisch und katholisch im Wechsel.

Hoffnungslosigkeit und Extremismus bedingen sich

Das eigentliche Thema an diesem Sonntag lautet „Gebet und Spucke“. Pirmasens ist eine Stadt auf dem absteigenden Ast. Früher als Zentrum der deutschen Schuhindustrie bekannt, hat die Globalisierung den Ort hart getroffen, der Abzug eines großen Kontingents von US-Truppen tat sein Übriges. Viele Fabriken stehen leer, Hoffnungslosigkeit und ökonomische Depression liegen in der Luft. Dagegen helfen soll eine Mischung aus Gottvertrauen und harter Arbeit – Gebet und Spucke eben. Diese Grundidee greift Diener auch in seiner Predigt auf.

Ansonsten hat er sie aber etwas umgeschrieben. Als die Nachricht von den Anschlägen in Halle durch das Land ging, war sich das Vorbereitungsteam sofort einig: Ignorieren kommt nicht in Frage – das hätte weder dem Evangelium noch dem Öffentlichkeitsauftrag der Kirche entsprochen.

Also begann das Team, E-Mails zu schreiben, dutzende am Tag, aus den verschiedensten Ecken Deutschlands. Diener und Rudloff vor allem, aber auch die ZDF-Produktionsleitung, das Pfarrerehepaar und Maurice Crossaint, der Bezirkskantor. Die gesamte Liturgie wurde so in einer virtuellen Hauruck-Aktion angepasst. Aus neun Monaten Vorbereitungszeit inklusive dreier Live-Proben – bevor überhaupt jemand vom Fernsehen beteiligt war – wurde ein Blindflug innerhalb einer halben Woche.

Alles ändern wollte und konnte das Team jedoch nicht. Es ging um eine Balance; Halle durfte nicht wie ein Fremdkörper wirken. Eine Verbindung habe sich angeboten, meinte Rudloff, auch wenn man sie bewusst nicht explizit gemacht habe. Situationen ökonomischer Perspektivlosigkeit wie die in Pirmasens sind ein Nährboden für rechtsextremes Gedankengut. Diejenigen in der Gesellschaft, die sich abgehängt fühlen, suchen oft



Pfarrer Kerstin Strauch (oben links), Michael Diener (unten rechts) und der Pirmasenser Jugendchor „Unisono“ bei den Stellproben für den Fernsehgottesdienst. Die Kamera läuft stets mit.



nach Schuldigen, rechtspopulistische Parteien schlagen daraus Kapital.

Theologen und Journalisten können voneinander lernen

Ein Fernsehgottesdienst ist speziell, eine besondere Verantwortung, schon wegen der vielen Menschen, die ihn am Bildschirm verfolgen. „Manche Menschen haben keine andere Möglichkeit, überhaupt einen Gottesdienst mitzufeiern“, sagt Rudloff. Das sei die liturgische Herausforderung: Es gehe um aktive Beteiligung. Die Menschen vor den Fernsehern sollen nicht nur Zuschauer sein. „Wir denken das als einen Gottesdienst an zwei Orten – einen geistlichen Dienst der Ortsgemeinde an der Fernsehgemeinde.“ Entsprechend ist der Gottesdienst so gestaltet, dass die Gemeinde von sich wegblickt, nicht ihre eigene Situation in den Vordergrund stellt. Aus theologischer Perspektive sollen gerade die Kirchenfernsehen erreicht werden. Die durchschnittlichen Fernsehgottesdienst-Zuschauer sind weiblich und über 60 – gerade sie hat Rudloff im Blick, durchaus auch in evangelistischer Absicht, wie sie sagt. „Empfängerorientierung“ nennen das die Fernsehleute.

Die haben an diesem Wochenende einiges zu tun. „Die Zusammenarbeit mit dem ZDF ist super und professionell. Wir Theologen können von den Journalisten einiges lernen – über Dramaturgie, über Bilder“, sagt Rudloff. Die Medienschaffenden seien ihrerseits dankbar für den Fernsehgottesdienst, betrachteten ihn nicht als unangenehme Pflichtaufgabe. Einen professionellen Graben zwischen Theologen und Journalisten scheint es nicht zu geben.

Dabei ist ein Fernsehgottesdienst als solcher – eine Verkündigungssendung in den säkularen, öffentlich-rechtlichen Medien – nicht selbstverständlich. Die Kirchen sind hier privilegiert. Das sogenannte Drittsenderecht räumt ihnen feste Sendezeiten im öffentlichen Rundfunk ein, die sie noch dazu inhaltlich frei gestalten dürfen. Übertragen auf eine andere gesellschaftliche Gruppierung, etwa eine politische Partei, wäre eine solche Konstruktion in der demokratischen Gesellschaft geradezu grotesk. Doch den Kirchen gesteht sie eine besondere Integrität zu.

Im „Loccumver Vertrag“ von 1955 hat die Bundesrepublik Deutschland festgelegt, dass sie in der medialen kirchlichen Verkündigung eine „werteorientierende Funktion“ für das demokratische Gemeinwesen sieht. Insofern ist ein Fernsehgottesdienst auch ein Dienst der Kirche an Staat und Gesellschaft. In Pirmasens wird das angesichts von Halle sehr praktisch. „Wenn jüdische Menschen sich in Deutschland nicht mehr sicher fühlen, ist unsere Demokratie am Ende“, sagt Diener in seiner Predigt.

Akribische Planung

Das scheint auch den betriebenen Aufwand wert. Dutzende von Fernsehleuten schieben am Samstag vor dem Gottesdienst Zwölfstundenschichten. Die höchstens mittelgroße Johanneskirche ist über und über vollgestopft mit Technik, Kabeln, Kameras. Auf dem Hof steht ein Sendewagen für die Übertragung in die Mainzer Zentrale. Alles ist minutiös getaktet. Der Gottesdienst wird live übertragen. Wenn die Kamera läuft, ist kein Raum mehr für Fehler. Deshalb wird 24 Stunden vorher noch

einmal akribisch geprobt: In den Tonproben wird die Musik eingespielt. Der Pirmasenser Jugendchor „Unisono“ singt die entsprechenden Nummern immer wieder durch – die Übergänge müssen stimmen. Dann die Stellprobe: Jedes gottesdienstliche Element wird einzeln durchgespielt, die genauen Positionen jedes Sprechers werden per Klebeband am Boden markiert, jedes Detail ganz genau unter Anleitung eines Videoredakteurs geklärt. Am Ende folgt die Durchlaufprobe, in der der gesamte Gottesdienst noch einmal abgespult wird.

Liveübertragung gelingt

Am Sonntagmorgen ist es dann so weit; die Johanneskirche ist brechend voll. Insgesamt drei Kamerateams haben sich in dem schmalen Kirchenschiff zwischen den Stuhlreihen ihre Schneisen geschlagen. Nun muss alles auf Anhieb funktionieren – und das tut es, die Proben haben sich gelohnt, die Abläufe klappen. Fetzig und eher traditionelle Musik wechseln sich ab; ein Jugendlicher liest Facebook-Kommentare über Pirmasens vor, die die Probleme der Stadt veranschaulichen. Dieners Predigt spricht dagegen von der Hoffnung, die sich mit „Gebet und Spucke“ erreichen lässt, auch im Hinblick auf die Geschehnisse in Halle. Zahlreiche liturgische Elemente finden Platz. Eine Mitarbeiterin stellt die Arbeit der Kreativwerkstatt der Pirmasenser Stadtmission vor – diese bietet gerade Kindern aus sozial schwachen Haushalten die Gelegenheit, ihre Talente zu entdecken. Dieser Teil habe ihn besonders gefreut, sagt Diener später. Sicher auch professionell, immerhin gehören die Stadtmissionen zum Gnadauer Verband. In diesem Moment meint er aber wohl etwas anderes, ist doch auf eine weitere Weise das überspannende Thema dieses Gottesdienstes zur Geltung gekommen: Hoffnung. Eine Hoffnung, die sich gerade in unwahrscheinlichen Situationen Bahn bricht und von den Fernsehbildschirmen in die Wohnzimmer der Republik strahlt, gerade nach einem Ereignis wie in Halle. „Irgendwie war das alles dann doch Führung“, ist Dieners Resümee. ■

Der Fernsehgottesdienst aus Pirmasens kann unter zdf.de/gesellschaft/gottesdienste angesehen werden.

Anzeige

Nachhaltig schenken:
Bibelhüllen
Lifestyleartikel
viele Neuheiten

neues Material aus Apfelresten - AppleSkin

KALOS Lederwaren Kuno Preßl GmbH & Co. KG · Hofer Str. 12 · D-95111 Rehau
Tel. 09283-1214 · Fax -3401 · E-Mail: info@kalos.de
www.ANDSONS.de mit neuer Website www.KALOS.de

Leserreaktionen



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 5 66 77 77

Zu „Wieviel PR steckt in Greta?“

pro-Kolumnist Wolfram Weimer fragt nach PR-Strippen im Hintergrund von Klima-Aktivistin Greta Thunberg.

Schon der Titel ist falsch: es müsste „hinter“ statt „in“ heißen, was inhaltlich einen großen Unterschied darstellt. Der gesamte Artikel lässt sich mit zwei Worten zusammenfassen: ad hominem. Das ist ein klassisches Scheinargument: nicht die Sache wird angegriffen, sondern die Person. In der Sache aber wird Greta von echten Experten wie Stefan Rahmstorf Recht gegeben und ihr ein hohes Fachwissen bescheinigt. Was mich jedoch am meisten negativ berührt: Was hat so ein Schmähartikel über eine Minderjährige in pro verloren? Wo ist der christliche Bezug? Schon rein menschlich stößt mich dieses Machwerk ab – vom christlichen Standpunkt umso mehr.

Timm Herbst, Remscheid

Selbstverständlich sollte Christen der Umweltschutz – oder die christliche Variante „Bewahrung der Schöpfung“ – am Herzen liegen. Mir scheint nur, dass

auch viele Fromme beim aktuellen Hype „Klimawandel“ (gutwillig oder naiv?) mitmarschieren und dabei fragwürdige Ideen und Ideologien untergejubelt bekommen. Dass hinter der Bewegung um die jugendliche „Erlöserfigur“ Greta Thunberg auch knallharte wirtschaftliche und PR-Interessen stehen, ist gut zu wissen. Wäre es nicht gut protestantisch, nicht nur zu protestieren und irgendetwas verbieten zu wollen, sondern sich stattdessen an die Spitze von Fortschritt und Innovation zu setzen? Die De-Industrialisierung Deutschlands kann wohl nicht die Lösung sein. Prüfet alles und das Gute behaltet – das gilt auch hier.

Claus Michael Schmidt, Dillenburg

Mit ziemlichem Entsetzen habe ich den Artikel über Greta Thunberg gelesen. (...) Prophetin? Nein! Beim Thema Klimawandel geht es nicht um Glaube, sondern Wissenschaft. Gretas Forderungen werden seitens der seriösen Wissenschaft gestützt. Entsprechend haben ihre Äußerungen mit einer göttlichen Vorahnung nicht das Geringste zu tun. (...) Wie kann es sein, dass in einem christlichen Medienmagazin öffentlich über eine Minderjährige, die sich für den Erhalt der Schöpfung einsetzt, in solch unsachlicher Art hergezogen wird?

Katja Rauschenberg, Berlin

Zu „Kontakt verloren“

Der Artikel fragt, was Volkskirchen gegen ihren Mitgliederverlust tun können.

Die Prediger haben nicht das Recht, in der Verkündigung Süßholz zu raspeln, um Zuhörer zu locken. Das Evangelium ist von solcher Kraft, dass es rettet, wenn es in ganzer Wahrheit gesagt wird.

Werner Schneider, Lauter-Bernsbach

Mir scheint, dass die Kirchen vor allem den Kontakt zu Jesus Christus verloren haben, der eigentlich ihr Herr sein sollte. Ferner hat die Kirche (zumindest die evangelische) ihre Licht- und Salzfunktion nach Matthäus 5,13–14 verloren. (...) Sie biedert sich dem Zeitgeist an, indem sie Verhalten – wie die Prak-

tizierung von Homosexualität – segnet, welches Gott in seinem Wort mehrfach und eindeutig als Sünde verurteilt.

Friedwald Geiger, Reutlingen

Zu „Mit Kerzen und Gebeten“

pro berichtete, wie Christen in der DDR zu Wegbereitern des Mauerfalls gehören.

Dem Artikel von Egmond Prill kann ich in großen Teilen zustimmen. Die Wende insgesamt und der Prozess der Einheit Deutschlands nach dem selbstverschuldeten Krieg war und bleibt ein Wunder. Es stimmt aber nicht, daß die Glocken schwiegen, als der Prozess ins Laufen gekommen war. In der Lutherkirchengemeinde Cottbus, in der ich seinerzeit als Pfarrer tätig war, fand am Dienstag, 2. Oktober 1990, am Vorabend der Einheit, ein Dank- und Fürbittgottesdienst für eine friedliche Zukunft Deutschlands und ganz Europas statt. Zu diesem Anlass läuteten auch die Glocken. Den damaligen sowjetischen Stadtkommandanten Charitonow hatten wir eingeladen. Leider kam er nicht, wahrscheinlich wegen höherer Ordre, sandte uns aber schriftlich eine sehr freundliche Grußbotschaft, die ich im Original aufbewahre. Der Gottesdienst war sehr gut besucht.

Jürgen Rhode, Pfr. i.R., Cottbus

Zu „Ich spüre einen Auftrag in mir“

Der einstige Topmanager Thomas Middelhoff bekennt sich in einem neuen Buch sämtlicher Todsünden schuldig.

Die Selbstreflexion von Thomas Middelhoff führt in die richtige Richtung und zeigt, wie wichtig es ist, dass die Ausbildung von Topmanagern endlich grundlegend reformiert wird. (...) Das Buch „Schuldig“ sollte insbesondere auf dem Campus privater Hochschulen zu einer Pflichtlektüre werden, da sich hier die Zukunft der sozialen Marktwirtschaft maßgeblich entscheidet und eine sinnstiftende Digitalisierung Ethik erfordert!

Rasmus Ph. Helt, Hamburg

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die

Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteurin Swanhild Zacharias.



Christliches Medienmagazin pro
Charlotte-Bamberg-Straße 2
35578 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 5 66 77 77
Telefax: (0 64 41) 5 66 77 33

„Menschen sollen Gott kennenlernen“

Christian Sterzik leitet seit 2018 die Stabsstelle Digitalisierung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Er kommt aus der Wirtschaft und hat viele Ideen, wie Kirche Menschen digital erreichen kann. Sterzik kann sich auch eine Zusammenarbeit mit Freikirchen vorstellen, denn am Ende gehe es darum, Menschen von Gott zu erzählen. |

DIE FRAGEN STELLTE SWANHILD ZACHARIAS



Christian Sterzik, Jahrgang 1976, leitet seit 2018 die Stabsstelle Digitalisierung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Außerdem ist er Projektkoordinator von „Kirche im digitalen Wandel“. Sterzik war zuvor als Manager im Bankwesen tätig.

pro: Sie leiten seit vergangenem Jahr die Stabsstelle Digitalisierung bei der EKD und kommen eigentlich aus der Wirtschaft. Wie sind Sie zu Ihrem jetzigen Amt gekommen?

Christian Sterzik: Ich habe das Stellenangebot der EKD gesehen und mich da hineinverliebt. In meinem letzten Job war ich als Führungskraft für viele verschiedene Sachen zuständig und eine davon war Digitalisierung. Hier bei der EKD steht Digitalisierung im Fokus. Also das, was mir fachlich die größte Freude macht. Außerdem ist mir Kirche unglaublich wichtig. Deshalb ist der Job für mich der Hauptgewinn.

Was reizt Sie an der neuen Aufgabe?

Wir haben die froh machende Botschaft von der Liebe Gottes, die wir Menschen weitersagen wollen. Die Digitalisierung eröffnet riesige Möglichkeiten, das zu tun. Da brauchen wir Hände an Deck, die helfen, das umzusetzen.

Eine Bestandsaufnahme: Wie ist es derzeit um das Thema Digitalisierung in der EKD bestellt?

Unterschiedlich. Auf der Ebene der Kirchengemeinden haben wir teilweise junge Ehrenamtliche, die innovative, pfiffige Ideen haben. Auf der institutionellen Ebene sind wir hinter der Wirtschaft ein bisschen zurück. Da holen wir aber schnell auf. Wir haben letzten Monat ein Video-konferenzsystem eingeführt. In der Wirtschaft gibt es das seit zehn, zwanzig Jahren. Bei uns erst jetzt, aber jetzt können wir damit Webinare anbieten, Vernetzung zu wichtigen Themen voranbringen. Wir holen Schritt für Schritt die Dinge nach, die nachzuholen sind und entwickeln Vorhandenes weiter. Teilweise setzen wir auch ganz moderne Pilotprojekte um.

Welche Projekte sind das?

Zum Beispiel das Projekt „Kirche bei dir“. Das richtet sich an Menschen, die einen Gottesdienst suchen. In den letzten 15 Jahren haben viermal so viele Menschen den Begriff „Gottesdienst“ googelt wie davor. Die finden nicht

immer eine Kirche. Bei den Suchergebnissen stehen Sekten teilweise ganz weit oben, weil die sich viel Mühe machen, gut gefunden zu werden. „Kirche bei dir“ haben wir mit der Evangelischen Kirche im Rheinland gestartet. Über 700 Kirchen sind dort jetzt richtig gut im Netz auffindbar. Mehr als eine Million Menschen haben diese Kirchen jetzt im Netz gesehen. Vorher waren es etwa 250.000. Mehr als verdoppelt hat sich in einem Monat die Zahl der Menschen, die mit dem Smartphone über Google Maps zu den Kirchen navigieren. Vorher haben etwa 2.300 dem Navi gesagt: „Bring mich zur Kirche.“ Jetzt sind es über 6.000 monatlich.

Bei den Evangelischen Medientagen im September haben Sie gesagt, dass es auf YouTube mehr konservative Angebote als liberale gibt, und dass persönliche Angebote stärker genutzt werden als institutionelle. Was bedeutet das für die Kanäle der EKD?

Wir haben gelernt, dass Kommunikation in den Sozialen Medien sehr gut über Einzelpersonen funktioniert. Institutionen haben es da viel schwerer. Deshalb ist es wichtig, dass Einzelne dort von Kirche und vom Glauben erzählen. Wir haben 21 Millionen Mitglieder in Deutschland, das sind gefühlt 21 Millionen Meinungen. Denen allen gerecht zu werden, würde jede Einzelperson überfordern. Deswegen startet Anfang nächsten Jahres ein größeres Netzwerk mit verschiedenen Profilen. Da wird sowohl für konservative als auch für liberale Geschmacksrichtungen was dabei sein. Das Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) wird ein Multi-Channel-Network starten. Die vielen christlichen Influencer, die es gibt, sollen unterstützt und mehrere Positionen gestärkt werden.

Was sind für Sie besonders gelungene christliche Digitalangebote, von denen Sie sich mehr wünschen?

Auf der institutionellen Ebene finde ich rpi-virtuell richtig gut. Das ist ein religionspädagogisches Institut. Die haben schon vor vielen Jahren eine Plattform gebaut, bei der 50.000 Religionspädagogen in Deutschland registriert sind. Religionslehrer, Konfirmandenunterrichtslehrer und viele andere können sich darüber austauschen, wie man Wissen vom Glauben weitergeben kann, und sich gegenseitig helfen. Auf der individuellen Ebene gefällt mir Pastor Gunnar Engel sehr gut. Der Pastor aus der Nordkirche erklärt den Menschen auf YouTube, wie Beten geht, wie man in der Bibel liest und hat teilweise 15.000 Aufrufe pro Video. Das zeigt, dass jeder aus der eigenen Wohnung heraus ein relevantes Angebot etablieren kann.

Viele digitale Angebote kann man dem freikirchlichen und evangelikalen Sektor zuordnen. Gefühlt sind es mehr als die der Landeskirchen. Machen die Evangelikalen etwas besser?

Über besser oder schlechter will ich nicht urteilen. Wir haben eine Erhebung von 300 Podcasts gemacht über die Angebote, die bei iTunes in Deutschland unter „Religion/Christentum“ gerade beliebt sind. Dazu haben wir 36.000 Podcast-Folgen analysiert. Da sind auf den ersten Blick viel mehr freikirchliche Inhalte drin als landeskirchliche. Aber viele Freikirchen stellen einfach jede Woche ihre Gottesdienste rein. Für landeskirchliche Gottesdienste gibt es vom Bayerischen Rundfunk zum Beispiel einen aufwändig produzierten Podcast. Aber ja: Beim Thema Menge haben wir was nachzuholen. Da sind wir zum Beispiel mit der Deutschen Bibelgesellschaft im Gespräch, um neue Angebote in die Medienlandschaft zu bringen.

Könnten EKD und Freikirchen zusammenarbeiten, um digital stärker zu werden?

Ich kann mir da viel vorstellen. Aber man muss schon auch genau hinschauen, wo das gut geht und wir auch theologisch gemeinsame Nenner finden. Die Landeskirchen der EKD und die Freikirchen haben teils durchaus unterschiedliche theologische Positionen, über die wir diskutieren. Aber die Menschen, die Gott nicht kennen, gucken ganz anders auf uns. Die verstehen teils gar nicht, warum wir heute überhaupt Christinnen und Christen sind. Den Unterschied zwischen evangelisch und katholisch verstehen viele schon gar nicht mehr. Mich würde es deshalb freuen, wenn wir schauen, wie wir Menschen, die Gott nicht kennen, von ihm erzählen können. Der Glaube ist für unsere Zeit heute hochrelevant. Und deshalb gehen wir die Kooperationsmöglichkeiten ganz gezielt auch in der internationalen Ökumene an. Zurzeit sind wir mit der Church of England im Gespräch. Die Anglikaner haben ein digitales Labor, das sie drei Jahre vor uns gestartet haben. Und wir sind auch im Gespräch mit der reformierten Kirche in der Schweiz. Es ist ja schade, wenn jeder das Rad für sich neu erfindet, obwohl man gut nutzen könnte, was andere schon entwickelt haben.

Wie kann Kirche im Zeitalter von Fake News, Hasskommentaren und ähnlichem eine positive Stimme im Netz sein?

Die Church of England hat es uns vorgemacht. Die haben dieses Jahr digitale Werteempfehlungen herausgegeben. Diese Empfehlungen laden Menschen zu einer Selbstverpflichtung auf digitale Grundwerte gegen Hass und Fake News im Netz ein. In der Stabstelle kümmern wir uns gerade darum, wie solche Empfehlungen bei uns aussehen könnten. Der Grundgedanke lautet: Liebe Menschen, wenn ihr im Internet miteinander redet, bedenkt, dass auf der anderen Seite immer ein Mensch sitzt. Seid höflich, auch wenn ihr eine andere Meinung habt. Die christlichen Werte, die wir im Zwischenmenschlichen beherzigen, gelten auch im Netz.

Was wünschen Sie sich von Kirche im digitalen Zeitalter?

Eine Aufbruchsstimmung, dass wir uns etwas mehr trauen. Die technische Entwicklung schreitet so schnell voran. Hier können wir nicht überall perfekte Lösungen am Reißbrett entwerfen, sondern müssen auch ausprobieren und „auf Sicht fahren“. Mit Mut und Verantwortungsbewusstsein können wir auch hier etwas erreichen. WhatsApp, Facebook und Twitter sind datenbezahlte Geschäftsmodelle und es gibt ethische Probleme, bei denen wir als Kirche wachsam sein müssen. Aber wir müssen auch die Menschen erreichen und draußen sein.

Wie nutzen Sie die Sozialen Netzwerke persönlich?

Ich nutze sie viel. Gerade bei Twitter vernetze ich mich mit anderen Akteuren unter #digitalekirche. Das ist ein ganz toller Austausch. Neulich kam eine Statistik raus darüber, wie viel junge Menschen im Internet unterwegs sind: Sechs Stunden pro Tag. Ich habe dann getwittert: „Moin, digitale Kirche, wie viele Minuten von den sechs Stunden kriegen die denn unsere froh machende Botschaft von der Liebe Gottes mit?“ Da kamen viele Antworten und Vorschläge, über 2.000 Leute hatten das am Ende angesehen. Es ist einfach toll zu sehen, wie sich die Leute vernetzen und Dinge nach vorne bringen. Ich nutze die Sozialen Medien aber auch wachsam. Bei Facebook gehe ich behutsam mit den Daten meiner Mitmenschen um, und poste meist Bilder, auf denen keine Personen erkennbar sind.

Danke für das Gespräch! ■

Ausgezeichnetes in den Medien

Die Christliche Medieninitiative pro hat mit dem Medienpreis Goldener Kompass hervorragende Beiträge ausgezeichnet, die gelebten christlichen Glauben fair und vorbildlich darstellen. Bei der Preisverleihung am 14. November in der Berliner St.-Mätthäus-Kirche wurde auch der Nachwuchsjournalistenpreis vergeben, für den sich junge Redakteure bis 28 Jahre bewerben können. | **VON STEFANIE RAMSPERGER**



Tim Niedernolte, der üblicherweise im ZDF zu sehen ist, moderierte die Preisverleihung

Preisträger und Laudatoren kommen zusammen. Hinten: Michael Voß (Vorstandsvorsitzender Christliche Medieninitiative pro), Matthias Huff (Redaktionsleiter Nonfiktion von KiKA, Laudator), Christian Sterzik (Leiter Stabsstelle Digitalisierung der EKD, Laudator), Daniel Böcking (Stellv. Bild-Chef, Laudator), Nils Dünker (Produzent und Preisträger), Tim Niedernolte (Moderator), Fred Breinersdorfer (Drehbuchautor und Preisträger), Benjamin Piel (Chefredakteur Mindener Tageblatt und Laudator). Vorne: Christoph Irion (Geschäftsführer Christliche Medieninitiative pro), Stefanie Ramsperger (Redaktionsleiterin Christliches Medienmagazin pro, Laudatorin), Heino Ferch (Schauspieler, Preisträger), Gunnar Engel (Pastor, Preisträger), Selina Bettendorf (Volontärin Tagesspiegel, Trägerin des Nachwuchsjournalistenpreises), Melanie Mühl (Redakteurin FAZ, Preisträgerin), Christopher Schacht (Autor, Preisträger), Katja Röder (Drehbuchautorin, Preisträgerin), Günther van Endert (Redakteur ZDF, Ehrenurkunde), Olaf Grunert (Redakteur ZDF, Ehrenurkunde)

Fotos: Annegret Hille

WELTREISENDER UND AUTOR



Christopher Schacht wurde für seinen Bestseller „Mit 50 Euro um die Welt. Wie ich mit wenig in der Tasche loszog und als reicher Mensch zurückkam“ und für seinen Auftritt in der NDR-Talkshow ausgezeichnet. NDR-Talker Hubertus Meyer-Burckhardt wurde der Goldene Kompass in Abwesenheit verliehen. Laudator Daniel Böcking, stellvertretender Bild-Chefredakteur, sagte: „Du zogst los als jemand, der mit Gott nicht so viel am Hut hatte, – und kamst zurück als Jesus-Nachfolger.“

PASTOR UND YOUTUBER



Für seinen YouTube-Kanal „**Pastor Gunnar Engel**“ hat der Influencer gleichen Namens den Goldenen Kompass erhalten. Laudator Christian Sterzik würdigte dies mit den Worten: „Sie erreichen junge Menschen auf der Suche und Menschen, die sich vielleicht erstmals mit Kirche, der Bibel und der Gemeinde beschäftigen möchten.“

REDAKTEURIN FAZ



Melanie Mühl wurde für ihren Artikel „Wem geht es schlechter, weil er Flüchtlingen hilft?“, erschienen in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, ausgezeichnet. Die Protagonistin ihres Textes, Linda Schulz, war auch zur Preisverleihung gekommen. Laudator Benjamin Piel würdigte Mühls Text, weil dieser glaubwürdig darstelle, dass „Glück am leichtesten der findet, der sich dem Anderen zuwendet, statt sich nur um sich selbst zu drehen“.

SCHAUSPIELER



Heino Ferch spielte den Chefermittler im Film „Ein Kind wird gesucht“. Dafür erhielten er und andere für die Entstehung des Films Verantwortliche den Goldenen Kompass. Der Film zeige eine „starke und glaubwürdige Darstellung gelebten christlichen Glaubens“, sagte Laudator Matthias Huff. Der ZDF-Krimi basiert auf dem wahren Mordfall Mirco aus dem Jahr 2010, bei dem ein Zehnjähriger ums Leben kam. Dass auch die Eltern des Jungen, das Ehepaar Schlitter, zur Preisverleihung gekommen waren, war eine besondere Ehre für die Veranstalter.

VOLONTÄRIN TAGESSPIEGEL



Selina Bettendorf war erst seit einem Monat als Volontärin beim Berliner Tagesspiegel, als sie ihren preisgekrönten Beitrag schrieb. „Mehr Evangelium in einem säkularen Medium geht nicht“, sagte Laudatorin Stefanie Ramsperger über die Themenstrecke zur Frage „Was glaubt Berlin?“.

„Glaube kann in schwierigen Zeiten helfen“

Der Schauspieler Heino Ferch spielt im Film „Ein Kind wird gesucht“ nach einem wahren Fall einen Ermittler, der einen entführten Jungen sucht. Dafür erhielt er nun den „Goldenen Kompass“. Die Eltern des Kindes sind fromme Christen. Im pro-Interview verrät Ferch, wie er den Glauben der Familie erlebte und was er selbst vom Glauben hält.

| DIE FRAGEN STELLTE CHRISTINA BACHMANN

pro: Der Film „Ein Kind wird gesucht“, für den Sie jetzt ausgezeichnet wurden, liegt schon etwas zurück – wie ist Ihre Erinnerung daran?

Heino Ferch: Die entspricht der Auszeichnungsargumentation: Dass die Familie in einer so strenggläubigen Glaubensgemeinschaft gelebt hat und so unglaublich mit diesem Verlust umgegangen ist, war das Beeindruckendste an diesem Film, das mir auch sofort in Erinnerung kommt.

Wie haben Sie sich auf die Rolle des Ermittlers Ingo Thiel vorbereitet?

Zum echten Fall Mirco gibt es tonnenweise Material, mit dem sich unsere Autoren Katja Röder und Fred Breinersdorfer beschäftigt haben. Ich habe ein Buch gelesen, das Ingo Thiel mit einer Autorin über den Fall geschrieben hat. Da gab es viele Möglichkeiten, sich authentisch auf den Film vorzubereiten. Und ich habe den echten Ingo Thiel getroffen und mich lange mit ihm unterhalten.

Wie haben Sie ihn erlebt?

Ingo Thiel ist etwas älter als ich, ein Ermittlerstar. Mit seinem Buddy Ecki bildet er ein Ermittlerduo, das 99,5 Prozent Aufklärungsquote hat. Ingo Thiel hat eine verschmitzte Fröhlichkeit und eine unglaubliche Ausdauer, Sturheit und Geduld, mit der er die Ermittlungen vorantreibt. Er scheut sich nicht, Hundertschaften zusammenzustellen, die Tausende von millimetergroßen Indizien analysieren – das ist jemand, der in Deutschland seinesgleichen sucht. In seiner Branche ziehen die Leute vor ihm den Hut.

Sie haben sich im Film in ihn hineinversetzt – was treibt einen Ermittler in so einem Fall an?

Bei Thiel ist es der unbedingte Wille zur

Aufklärung. Er hat am Anfang, als er die Eltern besucht hat – das war innerhalb von 24 Stunden nach dem Verbrechen – der Mutter ein Versprechen gegeben: „Wir werden Ihren Jungen finden, tot oder lebendig, das verspreche ich Ihnen.“ Alle haben gesagt: „Bist du wahnsinnig, den Eltern so eine Hoffnung zu machen?“ Der Mann hat einen Instinkt, der ist von einer Sucht angetrieben, der Wahrheit auf den Grund zu gehen, auch über diese lange Zeit von etwa einem halben Jahr. Der ist ein Spürhund! Für ihre Familien ist das sehr hart, die kommen nur zum Duschen und Klamottenwechseln nach Hause, sind 24 Stunden erreichbar und gehen jedem Hinweis nach. Es ist weniger Mitleid als vielmehr eine große Verpflichtung der Opferfamilie gegenüber: „Wir bringen die Wahrheit ans Licht, damit ihr Ruhe habt.“

Wie sehr identifiziert man sich als Schauspieler mit so einer Rolle und wie sehr muss man sich distanzieren?

Ich kann nur versuchen, jede Szene so authentisch wie möglich in Thiels Sinne darzustellen. Aber natürlich bleibt immer noch ein Rest Heino Ferch übrig. Ich musste da mit professioneller Distanz rangehen, zumal man sich auch – ich bin selbst Vater von drei Kindern – im Griff haben muss und zwischendurch schon schluckt, wenn man merkt, wie willkürlich und zufällig dieser Junge einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist.

Das, was dem zehnjährigen Mirco passiert ist, ist ja so ziemlich das Schlimmste, was sich Eltern vorstellen können ...

Das finde ich auch. Wenn du ein Kind auf diese Weise verlierst ... Es war ja reiner Zufall, dass Mirco an diesem frühen Abend mit dem Fahrrad da vorbeigekom-

men ist und dass er zum Opfer wurde. Wäre es zwei Minuten später gewesen, hätte es vermutlich jemand anderen erwischt. Diese Zufälligkeit und Willkür ist das, was einen sehr wütend und hilflos macht.

Dem Täter zu vergeben – scheint Ihnen das befremdlich oder bewundernswert?

(Überlegt) Ich finde es bewundernswert, wenn eine Familie so einen Weg gehen kann. Keiner von uns weiß, wie er mit so einer Situation umgehen würde.

Die Familie Schlitter war auch einmal am Set bei den Dreharbeiten. Wie war diese Begegnung für Sie?

Das wurde natürlich betreut und begleitet. Wir haben den Film ja einige Jahre nach dem Tod des Jungen gedreht. Die Eltern hatten ihrerseits längst ein Buch veröffentlicht und mit ihrer Geschichte auch in der Form abgeschlossen. Dennoch könnte man denken, da kommen noch immer trauernde Menschen, die emotional stark angespannt sind. Aber das Gegenteil war der Fall. Sie waren sehr aufgeräumt und haben sicher auch aufgrund ihres Glaubens einen Weg gefunden, stabil im Leben weiterzugehen. Das war eine interessante Begegnung.

Ihr Film-Ermittler kann mit Gott und Glauben nicht viel anfangen – wie ist es bei Ihnen?

Ich bin da ganz vorurteilslos und stehe den Dingen offen gegenüber. Ich hatte mit diesem Thema oder dieser Art von Glaubensgemeinschaft vorher nicht wirklich zu tun. Ich war beeindruckt, wie die Familie mit der Situation umgegangen ist.

Beneiden Sie sie um so einen Glauben oder ist es eher nicht Ihr Ding?

Na ja, mein Ding ist es eher nicht. Aber

die Familie hat sich so entschieden und das ist schon beeindruckend. Sie haben diesen Weg ja nicht erst eingeschlagen, nachdem der Junge nicht mehr da war, sondern schon vorher. Und dieser Glaube und diese Glaubengemeinschaft haben die Familie getragen, haben ihnen den Weg geebnet, so zu reagieren. Dass das alles schlimm ist und dass sie sehr gelitten haben, steht ja außer Frage, aber sie haben großes Glück gehabt, dass sie so damit umgehen konnten.

Ist Gott für Sie persönlich mehr ein Begriff oder etwas Reales?

Ach Gott! (Lacht) Ich denke, dass der Glaube helfen kann, wenn man in schwierigen Zeiten ist.

Was haben Sie bei aller professionellen Distanz aus diesem Film für sich mitgenommen?

Vor allem die Dankbarkeit, dass es solche Menschen wie Ingo Thiel gibt, die im Grunde ihr Leben für die Aufklärung von Kriminalfällen opfern, die rund um die Uhr im Einsatz sind und auf diesem extremen Level arbeiten. Ich glaube ganz fest, dass es für eine Familie bei so einem schweren Schicksalsschlag sehr, sehr wichtig ist, final zu wissen: Lebt unser Kind? Und so genau wie möglich zu wissen, was passiert ist. Diese Aufklärungsarbeit kann man denen, die sich mit so einer Aufopferung und Engelsgeduld dafür engagieren, nicht hoch genug anrechnen.

Vielen Dank für das Gespräch!

Der Schauspieler **Heino Ferch**, Jahrgang 1963, spielte unter anderem in den Kinofilmen „Comedian Harmonists“, „Der Untergang“, „Vincent will Meer“ und „Der Baader Meinhof Komplex“ mit. Für seine Rolle als Ermittler im TV-Krimi „Ein Kind wird gesucht“ hat er den Medienpreis „Goldener Kompass“ der Christlichen Medieninitiative pro erhalten.



Foto: Annegret Hilse

„Mich fasziniert die Stärke, die Jesus ausstrahlt“

Marco Rose trainiert die Fußballmannschaft des Bundesligavereins Borussia Mönchengladbach. Von sich selbst sagt der Coach: „Der Glaube macht mich zu einem reflektierteren Menschen.“ Ein Gespräch über Zufriedenheit, Weihnachten und Momente, in denen Handys nerven. | DIE FRAGEN STELLTE DAVID KADEL

David Kadel: Was kann man im Fußball fürs Leben lernen?

Marco Rose: Zusammenhalt und Verlässlichkeit. Bestimmte Grundwerte sind da schon übertragbar. Grundsätzlich sollte man im Leben immer versuchen, aus dem, was man macht und was man erlebt hat, das Optimum herauszuholen. Wenn man aufhört, zu lernen, und denkt „Das reicht!“, findet keine Entwicklung mehr statt. Ich versuche, sehr viel für mein Leben aus dem zu ziehen, was mir beruflich gerade gut gelingt. Im Idealfall liebt man sogar das, was man macht.

Sie strahlen etwas sehr Zufriedenes aus. Inwiefern ist Ihre Zufriedenheit abhängig von äußeren Umständen?

Grundsätzlich kann man sich nie davon frei machen, dass die Zufriedenheit davon abhängig ist, ob ich ein Spiel gewonnen oder verloren habe. Ich versuche es gerne auch anderen recht zu machen, aber auf der anderen Seite bin ich bestrebt, gerade das nicht zu tun, sondern bei mir zu bleiben. Die Dinge, die ich tue, gehe ich mit hohem Ehrgeiz, mit hohem Einsatz an. Aber am Ende musst du im Fußball deinen Weg finden und dich vor allem nicht von den vielen Einflüssen ablenken oder beeinträchtigen lassen, weil ja alle an einem Strang ziehen und jeder mitsprechen darf.

Sie sind jetzt Bundesligatrainer bei Borussia Mönchengladbach, den „Foh-

len“. Wie nah dran ist das Sprichwort von „Zuckerbrot und Peitsche“, was ja zu Pferden super passt, an Ihrem Führungsstil als Trainer?

Grundsätzlich bin ich ein Menschenfreund, der gerne neue Menschen kennenlernt, und sich auf alles einlässt, was auf ihn zukommt – auch auf unterschiedlichste Mentalitäten. Und trotzdem habe ich eine gewisse Erwartungshaltung an den Umgang miteinander, weil grundsätzlich alles bei mir auf Augenhöhe geschieht. Das gute Miteinander ist mir da wichtig. Nicht, dass nur ich es bin, der ständig Dinge vorgibt, sondern ich möchte gute Ideen der Spieler aufnehmen. Aber in der Gruppe gibt es natürlich bestimmte Regeln im Umgang miteinander, die mir wichtig sind, wie Respekt – und zwar für jeden und alles im Verein, ob es jetzt Menschen sind oder Trainings-Utensilien. Pünktlichkeit, Ehrlichkeit, offener Umgang, offen sein für neue Dinge. Leider sind normale Umgangsformen heute nicht mehr selbstverständlich. Zum Beispiel „Guten Morgen“ und „Auf Wiedersehen“ zu sagen oder ein Problem offen anzusprechen. Das sind eigentlich die zwischenmenschlichen Basics, die ich als Trainer bewusst einfordere, weil sie in unserer Gesellschaft etwas verloren gegangen sind.

Was ist der größte Feind eines jungen Spielers heute?

Die junge Generation heute will sehr schnell sehr viel erreichen, auch zu Recht, weil sie schon viel früher bereit ist. Aber diese schnelle Selbstzufriedenheit und die fehlende Selbstreflexion verhindern da leider oft eine Weiterentwicklung, was ja im Fußball mit das Wichtigste ist. Das Handy ist natürlich auch so ein Thema. Wenn du in die Kabine kommst und da sitzen zwölf Spieler und zehn davon starren aufs Handy und keiner reagiert und merkt, dass da der Trainer in der Kabine steht, dann ist das natürlich ein skurriles Bild für Profisportler. Ich will das nicht verbieten, denn es ge-

hört ja irgendwie dazu, aber ich würde mir wünschen, dass man die Zeit nach dem Training nutzt, um miteinander zu reden, was man im Spiel vorhat oder auch privat. Das Team wird ja dadurch gestärkt, dass man sich füreinander interessiert. In der Kabine darf man ganz kurz drauf schauen, ob's etwas Wichtiges gibt, aber mehr bitte nicht, dann konfrontiere ich die Spieler auch damit. Und wenn es nicht klappt, werde ich da auch intervenieren müssen. Es geht ja immer darum, dass du deine Mannschaft zum Nachdenken anregst und es so moderierst, dass die Spieler es verstehen, dass es ein Stück weit auch unserem Erfolg dient und du ihnen nichts wegnehmen willst.

Sie bekennen sich schon länger zum christlichen Glauben. Kann man sagen, dass Sie in Gott ruhen?

Ja! Genauso würde ich es ausdrücken. Ich empfinde das immer genauso, wenn ich es schaffe, über Gott nachzudenken und mit ihm ins Gespräch zu kommen. Dann fühlt sich das für mich immer gut an und gibt mir viel Ruhe und Kraft. Leider nehme ich mir viel zu selten Zeit dafür, aber am Ende spüre ich immer, wenn ich in Gedanken bei Gott bin, dass es mir gut tut. Deswegen glaube ich auch an Gottes Liebe, weil ich sie spüren kann.

Was für ein Bild haben Sie von Gott?

Wenn ich mit ihm rede, ist es immer Jesus Christus und nie ein alter Mann mit einem Bart. Ostern ist für mich etwas ganz Reales, weil da Jesus die Verbindung geworden ist zwischen Gott und uns Menschen.

Welche Charaktereigenschaft bewundern Sie an Jesus?

Grundsätzlich bin ich fasziniert von der Stärke, die Jesus ausstrahlt, und davon, wie viel er in seinem Leben für uns auf sich genommen hat. Die Kraft, die Jesus selbst bei seiner Kreuzigung noch ausstrahlte, und seine Stärke zu verzeihen, das ist für mich etwas Großartiges und daran glaube ich. Und natürlich, dass du

als Mensch bei Gott fehlbar sein darfst und trotzdem immer zu Gott kommen kannst, weil Jesus deine Schuld auf sich nimmt und versucht, dich wieder in die richtige Richtung zu lenken. Das berührt mich schon.

Wie wichtig ist Ihnen Weihnachten?

Weihnachten ist für mich als Christ etwas ganz Elementares. Das feiere ich auch bewusst im Kreis meiner Familie. Und das wird sich für mich auch nie ändern. Da haben mich immer wieder mal Freunde eingeladen, zusammen mit ihnen in den Urlaub zu fahren, aber Heiligabend will ich bei meiner Familie sein. Das ist mir tatsächlich etwas Heiliges.

Was war eigentlich Ihr erster Zugang zum Glauben?

Damals in meiner Mainzer Zeit, als 05er, unser moderner Bibel-Teambuilding-Kreis mit Sandro Schwarz, Nikolce Noveski und anderen Spielern, das würde ich schon als meinen Einstieg zum christlichen Glauben bezeichnen. In Leipzig,

wo ich groß geworden bin, war das damals nicht so angesagt mit dem Glauben – mich als Mensch mit Jesus zu beschäftigen begann erstmals in Mainz, wofür ich bis heute sehr dankbar bin, weil es mein Denken bereichert.

Was nervt am Fußball gerade? Welche Entwicklung geht in die falsche Richtung?

Fußball ist ja Volkssport und dadurch auch Spiegelbild der Gesellschaft. In der zunehmenden Verrohung der Sitten in unserer Gesellschaft und dem respektlosen Umgang miteinander sehe ich schon ein großes Problem. Uns allen ginge es doch im Alltag viel besser, wenn man einfach wieder eine grundsätzliche Freundlichkeit und Dankbarkeit an den Tag legen und sich wieder neu bewusst machen würde, welche Werte für das Miteinander gelten sollten, die wir uns alle wünschen. Im Fußball speziell stört mich, dass viele momentan denken, man müsste alles neu erfinden. Fußball ist ein

alter Sport, der sich natürlich entwickelt hat. Aber von Jahr zu Jahr immer mehr in Frage zu stellen, was doch eigentlich diesen emotionalen Sport ausgemacht hat, finde ich schade.

Im Fußball geht es ja immer wieder um Weiterentwicklung. Wie haben Sie sich in den letzten Jahren als Mensch weiter entwickelt?

Das Entscheidende ist, dass du dich selber nicht so wichtig nimmst. Das, was du tust, schon. Das nehme ich extrem wichtig, aber mich selber möchte ich gar nicht so wichtig nehmen, weil ich merke, dass ich dann viel entspannter durchs Leben gehe und alles viel mehr genießen kann. Ich lerne aber auch immer wieder mal interessante Menschen kennen oder treffe Freunde, mit denen ich auch über sehr tiefe Themen reden kann. Das trägt dann auch wieder zu deiner Entwicklung bei.

Was werden Sie Gott fragen, wenn Sie im Himmel vor ihm stehen?

Der Glaube macht mich zu einem reflektier-



Marco Rose: Der Coach von Borussia Mönchengladbach ist einer von drei Gesprächspartnern, um die ergänzt das Buch „Was macht Dich stark?“ im Januar neu bei Gerth Medien erscheint. Das Buch handelt von der menschlichen Seite der Fußballstars.

Marco Rose, Jahrgang 1976, arbeitete für folgende Vereine: Lokomotive Leipzig, VfB Leipzig, Hannover 96, FSV Mainz 05, Red Bull Salzburg, Borussia Mönchengladbach. Er wurde österreichischer Meister 2018 und 2019 und Cup-Sieger 2019 mit RB Salzburg.

Foto: picture alliance / U. Hufnagel



Das komplette Interview mit Marco Rose erscheint im Januar 2020 in einer Neuauflage von David Kadells Buch „Was macht dich stark“ (Gerth Medien)

tierteren Menschen. Und ich merke das schon, wenn ich etwas falsch gemacht habe, und kann auch Fehler eingestehen. Das gehört für mich zum Christsein dazu, da ehrlich mit mir selbst und vor Gott zu sein. Und trotzdem mache ich natürlich immer wieder Dinge falsch, aber deswegen bin ich ja Mensch und schätze Gottes Vergebung.

Wahrscheinlich werde ich ihn fragen: „Wie konntest du mir eigentlich all diese Dinge vergeben, die ich auf dem Kerbholz hatte? Ich danke dir dafür!“

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Volkes Stimme Gehör verschaffen

Eine Petition kann helfen, einer politischen Forderung Gehör zu verschaffen. Auch Christen nutzen Bittschriften, um ihren Anliegen Nachdruck zu verleihen. Aber Achtung: Nicht jede Plattform, auf der Petitionen gestartet werden können, ist wirklich hilfreich! | **VON NORBERT SCHÄFER**

**Portal des Petitionsausschusses
des Deutschen
Bundestages:**

epetitionen.bundestag.de
Postanschrift
Deutscher Bundestag
Petitionsausschuss
Platz der Republik 1
11011 Berlin

Illustration: Robindp, iStock

Einer jungen Christin aus dem Iran droht die Abschiebung und damit die Verfolgung wegen ihres Glaubens. Um dem Anspruch der Konvertitin auf staatlichen Schutz Gehör zu verschaffen, hat eine Gruppe von Christen aus dem Lahn-Dill-Kreis im Internet die Petition „SOS – Für Mahsa – Stoppt Abschiebung in Iran!“ gestartet. Private Plattformen im Internet wie openPetition und Change.org sammeln Unterschriften für oder gegen alles mögliche: die Abschiebung von Flüchtlingen, den Schutz der Umwelt und für das Bleiberecht einer brasilianischen Oma aus Kelheim. Die Plattformen erwecken den Eindruck, dass Unterzeichner am politischen Prozess in einer Demokratie direkt teilhaben können. Die Parlamente haben jedoch eigene Plattformen und arbeiten mit den privaten Anbietern nicht zusammen. Nichtoffizielle Online-Petitionen haben keine rechtliche Wirkung.

Eine Petition ist eine Bittschrift Einzelner oder einer Gruppe an eine Behörde, ein Unternehmen, eine Körperschaft oder ein Parlament mit dem Wunsch oder der Beschwerde, bei einem konkreten Sachverhalt Abhilfe zu schaffen. Die rechtliche Grundlage liegt im Artikel 17 des Grundgesetzes. Dort steht: „Jedermann hat das Recht, sich einzeln oder in Gemeinschaft mit anderen schriftlich

mit Bitten oder Beschwerden an die zuständigen Stellen und an die Volksvertretung zu wenden.“ In dem Fall der Iranerin mit der drohenden Ausweisung. In den Landesparlamenten und beim Deutschen Bundestag werden Petitionen in einem eigenen Ausschuss bearbeitet – dem Petitionsausschuss. Um einen Sachverhalt und dessen Rechtslage zu beurteilen, kann ein Petitionsausschuss die Stellungnahmen von Behörden und Ministerien einholen. Beim Deutschen Bundestag wird jeder Petition ein Abgeordneter als Berichterstatter zugeordnet. Den Parlamentariern steht es frei, Kontakt mit den Betroffenen oder den Unterstützern aufzunehmen.

Flut von Petitionen folgt, wenn „Aufregerthemen“ im Parlament debattiert werden

Eine Petition muss den Namen und die Adresse des Verfassers enthalten. Die Petitionsausschüsse nehmen Petitionen entweder schriftlich, per Fax oder über eigene Online-Portale entgegen.

„Jährlich gehen rund 13.000 Petitionen beim Deutschen Bundestag ein“, sagt Gero Storjohann (CDU), Sprecher des Petitionsausschusses beim Deutschen Bundestag. 90 Planstellen sorgen im Parlament dafür, dass die daraus resultie-

renden rund 250 Vorgänge abgearbeitet werden. „Die Zahl der Petitionen hängt stark davon ab, ob ‚Aufregergesetze‘ im Parlament debattiert werden“, sagt der CDU-Politiker. Die Gesundheitsreform der Großen Koalition beispielsweise habe eine Flut von Petitionen nach sich gezogen. „Aktuell ist es die Klimadebatte.“ Die Akte einer Petition hat durchschnittlich einen Umfang von 50 bis 100 Seiten. „Der Großteil der Sachverhalte kann direkt geklärt und beantwortet werden“, sagt der Politiker. Daher gelangen nur rund 500 Petitionen pro Jahr zur inhaltlichen Beratung in den Ausschuss. Der hat im Jahr etwa 22 Sitzungen, davon ist im Quartal jeweils eine öffentlich. Wer für seine Bittschrift 50.000 Unterstützer vorzeigen kann, hat das Recht, sein Anliegen im Ausschuss öffentlich vorzutragen. Der Großteil der Petitionen beim Deutschen Bundestag wird online eingereicht.

Das Portal ist die am häufigsten besuchte Internetseite des Bundestages. „Die Begehren können online von den rund 3,5 Millionen registrierten Benutzern kommentiert werden“, erklärt Storjohann. Auf der Webseite selbst bleiben die Benutzer anonym. Auch die Landtage unterhalten entsprechende Portale.

Private Petitionsplattformen verwenden ebenfalls den Begriff „Petition“. So kann der falsche Eindruck erweckt wer-

den, eine Petition lande automatisch bei einem Parlament. Im konkreten Fall der Iranerin haben die Christen aus dem Lahn-Dill-Kreis bei openPetition für ihr Anliegen 7.860 Unterstützer gefunden. Die Petition und die Liste der Unterstützer haben die Initiatoren dann jedoch im August offiziell an den Petitionsausschuss des Hessischen Landtages übergeben. Das war gut, denn für die Parlamente sind die Ergebnisse privater Plattformen nicht bindend, selbst wenn die den Unterzeichnern ein Gefühl von politischer Teilhabe vermitteln und den Schein erwecken, dass konkret geholfen würde. Die von den privaten Betreibern verlangten Quoren (eine Mindestanzahl von Unterstützern) würden zudem den falschen Eindruck erwecken, dass mit deren Erfüllung „irgendetwas“ mit der Eingabe passiere. Dazu stellt der Ausschuss unter Vorsitz von Manuela Strube (SPD) in seinem Jahresbericht unmissverständlich fest: „Das ist ausdrücklich nicht der Fall. Es gibt keine Zusammenarbeit zwischen diesen privaten Plattformbetreibern und den Parlamenten. Außerdem braucht es für das wirksame Einreichen einer Petition beim Landtag nur eine einzige Unterschrift. Wir machen bei der Prüfung der Petition keinen Unterschied, ob eine Person oder 10.000 ein Anliegen unterstützen.“

Kleingedrucktes bei Petitionen prüfen

Jessica Seip, Head of Campaigning bei openPetition, sieht das anders: „Durch eine Online-Sammelpetition entsteht öffentlicher Druck, vor allem wenn viele Unterschriften gesammelt werden und

die Petition mediale Aufmerksamkeit erlangt.“ Dadurch entstünden Dialoge. Häufig könne so einem Anliegen abgeholfen werden, bevor es den offiziellen Weg durch einen der Petitionsausschüsse oder ein Parlament gehe.

Ein Quorum diene bei openPetition nur als „Relevanz-Indikator“ und sei nicht als Maßstab für den Erfolg oder Misserfolg einer Petition zu verstehen. „Wenn dieses erreicht wird, fragen wir Stellungnahmen der Abgeordneten an“, erklärt Seip. „Dies meint nicht die Einreichung der Petition, damit diese parlamentarisch behandelt wird“, gesteht sie ein, „sondern die Stellungnahmen sind dazu da, einen ersten Kontakt zur Politik herzustellen.“ Storjohann ist skeptisch, was die privaten Petitionsplattformen angeht: „Wer die privaten Plattformen nutzt, darf nicht die Erwartungen haben, dass das irgendwelche Auswirkungen hat.“

Der Politikwissenschaftler Markus Linden bewertet es kritisch, dass wie im Falle der Plattform Change.org Petitionen gegen Geld beworben werden können. Von Neutralität könne dann keine Rede mehr sein. Linden hält eine Öffnung der Landes- und Bundestagsplattformen für private Anbieter in einem Bericht vor dem schleswig-holsteinischen Petitionsausschuss für „kontraproduktiv und sogar gefährlich“. Linden schreibt: „Das Wettbewerbsziel der privaten Petitionsplattformen besteht darin, die intermediären Institutionen, also vor allem Parteien und Parlamente, zu überwinden.“ Als fragwürdig erachtet der Politikwissenschaftler die politische Neutralität der privaten Plattformanbieter. Beispielsweise gehöre openPetition zu 49 Prozent „der grünennahen Kampagnenorganisa-

tion Campact“. Die Plattform Civil Petition ist nach eigenen Angaben „überparteilich, nicht-staatlich und wirtschaftlich unabhängig“ und hat sich zum Ziel gesetzt, „den vielen vereinzelt engagierten Bürgern Gehör zu verschaffen und ihre Interessen gegenüber der Politik zu vertreten“ und „unbeirrt für die Belange der Bürger“ einzutreten durch „eine stärkere Einbeziehung der Bevölkerung in die politischen Entscheidungsprozesse“. Verantwortet wird die Plattform jedoch vom Ehemann der AfD-Politikerin Beatrix von Storch, Sven von Storch. Da sei eine politische Grundausrichtung der Anliegen programmiert, meint der Politikbeauftragte der Deutschen Evangelischen Allianz (DEA), Uwe Heimowski. Er empfiehlt Petenten, sich vorher genau über die Bedingungen der Plattformen zu informieren und zu prüfen, wer diese betreibe. Heimowski rät ohnehin zu bedächtigem Umgang mit Online-Petitionen. Die schiere Flut mindere den Wert der einzelnen Petition. „Wer sich bei einer Petition mit einem Klick beteiligt, signalisiert: Ich habe das in zwei Sekunden vom Tisch, du sollst dich aber damit ausgiebig beschäftigen.“ Heimowski hält das nicht für fair.

Neben dem Kernanliegen gebe es eine Fülle Kleingedrucktes. Auch sollten Petenten prüfen, wie genau die Diensteanbieter es mit dem Datenschutz halten oder mit Werbung umgehen. „Eine Petition verlangte im Titel mehr Solidarität mit Israel. Im Kleingedruckten wurde auch die Entlassung des deutschen UN-Botschafters gefordert. Da kann ich nicht mitgehen.“ Der DEA-Politikbeauftragte empfiehlt, vor dem Zeichnen einer Petition wirklich alles zu lesen. ■

Beispiel für eine erfolgreiche Petition – Sternenkinder

Das Ehepaar Barbara und Mario Martin hat mit einer Petition die Änderung eines Gesetzes erwirkt. Durch sein Engagement hat das Paar die personenstandsrechtliche Anerkennung von sogenannten Sternenkindern – das sind totgeborene Kinder unter 500 Gramm, die per Gesetz als Fehlgeburt oder sogar Kliniksondermüll behandelt wurden – erreicht. Dazu reichte das Paar am 1. Dezember 2009 die Petition „Personenstandswesen – Aufnahme aller geborenen Kinder in das Personenstandsregister“ beim Bundestag ein. Unterschriften wurden zunächst vom Petitionsausschuss des Deutschen Bundestag nicht akzeptiert, da diese nicht auf der Plattform epetitionen.bundestag.de erfolgten. Mit der Hilfe verschiedener Abgeordneter und des damaligen Vorsitzenden des Innenausschusses, Wolfgang Bosbach, konnte das Paar 2011 dem Petitionsausschuss das Anliegen vortragen. Der Petitionsausschuss hat das Ersuchen letztendlich als begründet bewertet und die Bundesregierung zu einer Änderung der bestehenden Rechtslage aufgefordert. Die Petition zur personenstandsrechtlichen Anerkennung von Sternenkindern wurde im Frühjahr 2013 einstimmig vom Deutschen Bundestag beschlossen, der Bundesrat stimmte ebenfalls zu. Dadurch konnten Eltern von totgeborenen Kindern – auch rückwirkend und unabhängig von deren Geburtsgewicht und der Schwangerschaftsdauer – diese standesamtlich eintragen lassen.

Oase im Alltagsstress

Erlebnisraum Hoffnung

Auf den ersten Blick ist das Einkaufszentrum Huma im nordrhein-westfälischen St. Augustin wie jedes andere. Wer genau hinschaut, entdeckt einen Unterschied. Zwischen Reisebüro, Schuhgeschäft und Spielzeugladen gibt es den Erlebnisraum Hoffnung. Das Angebot der Kirchen soll eine Oase der Ruhe im Alltagsstress bieten. | VON JOHANNES BLÖCHER-WEIL

Wer? Der Erlebnisraum Hoffnung wurde von den christlichen Kirchen in St. Augustin initiiert.

Was? Die Christen wollen in dem Einkaufszentrum auch mit einem Angebot der Kirchen vertreten sein.

Ziel? Die Besucher sollen sich dort eine Auszeit nehmen können, mit Menschen ins Gespräch kommen und eine Oase der Ruhe und Entspannung erleben.

Was ist das Besondere? Das unaufdringliche geistliche Angebot an einem besonderen Ort.

Stärken? Das einladende Ambiente.

Schwächen? Die Lage im Einkaufszentrum könnte besser sein. Das Projekt sollte am Bekanntheitsgrad arbeiten.

Ruhe und Entspannung im stressigen Alltag finden, ist nicht leicht. Der Erlebnisraum Hoffnung im St. Augustiner Einkaufszentrum Huma soll genau das ermöglichen. Die katholischen und evangelischen Pfarreien der 55.000-Einwohner-Stadt haben ihn gemeinsam initiiert. An zwei Tagen in der Woche können Interessierte ihn nutzen, um zur Ruhe zu kommen.

Der Ort, mitten im Trubel der Shoppingwelt, ist bewusst gewählt. „Kirche will dort sein, wo die Menschen sind“, sagt Ursula Nothelle-Wildfeuer. Sie ist Vorsitzende des ökumenischen Trägervereins LebensRaum Kirche. Die Idee für solch einen Raum gibt es schon seit 2010. Ende 2018 wurde sie im Zusammenspiel mit Center-Management, Politik und Stadt Wirklichkeit. Die Konzeptionierung unterstützte eine Unternehmensberaterin.

Das Angebot soll ein Ort der Ruhe sein und es soll inspirieren. Dabei helfen Stationen, die dazu anregen, über ein bestimmtes Thema nachzudenken. Aktuell geht es um Hoffnung. Darüber hinaus stehen zwei von 14 ehrenamtlichen Helfer für die Gäste bereit, um persönliche Dinge zu besprechen.

So ist es auch heute Nachmittag. Die Tür zum Erlebnisraum mit einer interaktiven Ausstellung steht weit offen. Weiße Buchstaben auf einem Schild leuchten: „Es gibt noch Hoffnung!“ Das Licht ist gedämpft. Eine lange Tischreihe und eine gemütliche Sofaecke laden zum Verweilen ein. Weiter hinten befindet sich eine Küchenzeile.

Heute sind die beiden Ehrenamtlichen Hans-Peter Schwellenbach und Beatrix Gronen da. Sie nehmen sich Zeit für Ge-

sprache, beantworten Fragen und hören sich an, was die Besucher beschäftigt. Der 78-Jährige hat beim Erzbistum Köln gearbeitet und ist von Anfang an als ehrenamtlicher Helfer dabei: „Ich investiere nicht nur, sondern bekomme auch persönlich etwas zurück. Über manche Probleme und Fragen der Besucher denke ich zu Hause weiter nach“, erzählt er.

Die 60-jährige Erzieherin Gronen hat gerade ihren Frühdienst im Kindergarten beendet. Sie hat durch ihre katholische Pfarrei erfahren, dass Ehrenamtliche gesucht werden, und sich „beworben“. „Wer mitmachen möchte, sollte tolerant sein, zuhören und sich Menschen verschiedener Religionen öffnen können“, beschreibt Helga Hansmann, zweite Vorsitzende von LebensRaum Kirche, das Anforderungsprofil. Die Helfer werden nach Verfügbarkeit donnerstags von 16 bis 19 Uhr und samstags von 11 bis 14 Uhr eingeteilt.

Schönster Platz im Einkaufszentrum

Nach einer Viertelstunde kommen die ersten Gäste. Sie möchten die Ankündigung für ein Taizé-Gebet aushängen. Die Dame am Informationsschalter hatte sie darauf hingewiesen, dass dies hier sicher





Eine Sofaecke lädt zum Verweilen im Erlebnisraum Hoffnung ein. Ehrenamtliche Mitarbeiter heißen die Gäste willkommen
Fotos: pro/Johannes Weil



möglich sei. Das ältere Ehepaar kannte den Raum bisher nicht. Schwellenbach erkennt am Dialekt, dass sie nicht ursprünglich aus dem Rheinland stammen. Und schon ist das Gespräch eröffnet. Er erklärt das Konzept des Raumes. Hier können die Besucher „abstimmen“, wie viel Hoffnung sie haben. Wer möchte, kann ein Gebet formulieren. Wenn die Besucher das transparente Papier, auf das sie ihr Gebet geschrieben haben, in die vorgesehene Halterung stecken, sieht es wie eine Kerze aus. In der Ecke der letzten Station hängt ein Kreuz. Für das Ehepaar steht nach wenigen Minuten fest: „Das ist der schönste Platz im gesamten Einkaufszentrum.“ Als beide den Raum verlassen haben, dokumentieren die Ehrenamtlichen die Stichworte und das Hauptanliegen des Gesprächs.

Draußen stehen zwei Jugendliche vor dem Raum. Sie lesen den Spruch: „Lass Dich nicht von der Hoffnung verführen.“ Nach einem abfälligen Kommentar betreten sie den Raum doch, absolvieren den Parcours und loben die gute Idee.

Skeptische Jugendliche

Das Alter der Besucher ist bunt gemischt. Die Jugendlichen, die jetzt vorbeilau-

fen, sind skeptisch. Sie lesen die Frage: „Glaubst Du an Gott?“, antworten laut: „Ich glaube an mich!“, und wenden sich ab. „Manche Gäste kommen regelmäßig“, erzählt Schwellenbach. Alle sechs bis acht Wochen treffen sich die ehrenamtlichen Helfer zum Austausch. Um Menschen stärken zu können, haben sie sich von konfessionellen Beratungsstellen Impulse geholt. Eine jährliche Fortbildung soll dabei helfen, auch schwierige Gesprächssituationen zu meistern und eine Willkommenskultur zu schaffen.

Jüngst stürzte eine Frau in den Raum, erzählt Hansmann: „Sie brauchen mich gar nicht anzusprechen. Ich weiß Bescheid.“ Sie rannte an den verdutzten Helfern vorbei, schrieb ein Gebet auf und verschwand genau so schnell wieder, wie sie gekommen war. Der nächste Gast ist Dozent an der Fachhochschule St. Augustin. Er will den Raum seinem englischsprachigen Begleiter zeigen. Leise unterhalten sie sich über die Fragen zur Hoffnung. Auch aus dem Seniorenheim um die Ecke kommen regelmäßig Gäste, die sich hier über Gesprächspartner freuen. „Je mehr Menschen im Raum sind, desto eher treten andere über die Schwelle“, ist Gronens Erfahrung. Die Frau aus dem benachbarten Hangelar, die jetzt den Raum

betritt, kennt sie persönlich. Nach einem kurzen Gespräch liest die Frau noch ein wenig.

Richtig voll ist der Raum, wenn das neue Angebot „Talk in der Huma“ stattfindet. Drei Personen sprechen in 90 Minuten über das Thema Hoffnung. Demnächst ist der Astronaut Reinhold Ewald zu Gast, der die Mission von Alexander Gerst begleitet hat. Im April kommt der Meteorologe Sven Plöger.

Seit kurzem ist auch die Freie evangelische Gemeinde St. Augustin in das Projekt involviert. Miete für die Räume muss der Verein nicht bezahlen. Die anderen laufenden Kosten trägt er, und die Einrichtung hat er auch bezahlt. Die Kirchengemeinden, die Bürgerstiftung und das Diakonische Werk unterstützen das Projekt finanziell. Um das Angebot bekannter zu machen, soll bald eine Hinweistafel in der Ladenzeile aufgestellt werden.

Schwellenbach erklärt: „Heute fehlen Ortsmittelpunkte. Früher waren das Rathaus und Kirche. Ich wünsche mir, dass sich dieser Ort zu einer Kapelle in der Huma entwickelt.“ Zu einem Ort, an dem die Menschen dem Trubel entfliehen können, um sich eine Atempause zu gönnen.



Kirche für Andere

Wo sonst Superheldenfilme und Liebesschnulzen über die Leinwand flimmern, feiert die Mosaikkirche moderne Gottesdienste. Doch ab und zu zieht es die junge Gießener Gemeinde auch in die Stille einer Kapelle. | VON NICOLAI FRANZ

Wer? Mit ihrem Namen will die Mosaikkirche auf Vielfalt aufmerksam machen: Das Bild der Kirche werde umso schöner, „je bunter die einzelnen Steine sind“. Die Gießener Gemeinde ist Teil des Bundes Freier evangelischer Gemeinden.

Was? Eine junge Gemeinde, die sich im Kino zum Gottesdienst trifft – aber nicht nur. Je einmal im Monat stehen „Kapellengebet“ und „Brunchgottesdienst“ zu Hause auf dem Plan.

Ziel? Die Mosaikkirche will „Kirche für Andere“ sein, damit auch Kirchendistanzierte einen Zugang zum Glauben finden.

Besonderheiten? Viel ehrenamtliche Mitarbeit, Einsatz von verschiedenen Kunstformen zur Betonung der christlichen Botschaft.

Stärken? Offenheit für neue Menschen, herzliche Atmosphäre, Glaubensformen auf der Höhe der Zeit.

Schwächen? Wer einen regelmäßigen Sonntagsgottesdienst in einem Kirchengebäude sucht, ist anderswo besser aufgehoben. Das ist aber eine Geschmacksfrage.

Sonntag, kurz vor zehn Uhr morgens. Für einen Film ist es noch zu früh. Trotzdem drängen sich viele Menschen im Foyer des Kinocenters Gießen, grüßen einander, viele kennen sich. Die meisten von ihnen Mittzwanziger, Studententypen, doch auch Ältere mischen sich in die Menge. Der Duft frisch gemahlener Kaffees erfüllt den Raum. Noch einen Espresso, dann kann es losgehen – mit dem Gottesdienst.

Zweimal im Monat feiert die Mosaikkirche Gottesdienst im Kino, jeweils um zehn und um zwölf Uhr. Das Licht ist gedämpft. Etwa 150 Menschen sitzen in den bequemen roten Sesseln, manche halten ein Baby auf dem Arm. Die Lobpreisband leitet in eine Anbetungszeit. Die Gemeinde singt „Herr, öffne du mir die Augen“ oder „Wie tief muss Gottes Liebe sein“. Auf der großen Leinwand steht „Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“, ein Zitat von Hermann Hesse. Es passt zur aktuellen Predigtreihe, sie heißt „Neuland – Aufbruch in neue Welten“. Heute predigt Denis Grams. Bis vor wenigen Monaten war er Pastor der Mosaikkirche, bis es ihn mit seiner Frau ins pfälzische Landau an eine neue Pastorenstelle geführt hat.

Grams predigt über Apostelgeschichte 16. Paulus und Silas sitzen im Gefängnis.

Als sie trotz ihrer misslichen Lage beginnen, Gott Loblieder zu singen, bebt plötzlich die Erde, die Gefängnistüren öffnen sich. Der erschrockene Gefängniswärter will sich das Leben nehmen, doch Paulus kann das verhindern. Überwältigt von der Macht Gottes lässt sich der Wächter taufen, seine ganze Familie und er finden zum Glauben an Jesus.

Leid fühlt sich oft wie ein Gefängnis an

Grams spricht über das Leid, das Paulus und Silas, beide unschuldig eingekerkert, widerfahren ist. Die Predigt dauert deutlich über eine halbe Stunde. Doch das Thema zieht, und die ungezwungene freie Rede von Grams tut ihr Übriges.

„Leid fühlt sich oft wie ein Gefängnis an.“ Niemand sei davor geschützt, egal ob er an Jesus glaube oder nicht. Dass die beiden Inhaftierten trotzdem Gott loben, zeuge von einem tiefen Vertrauen und Glauben an einen Gott, der es am Ende



Gottesdienst im Kino (von links): Espresso vor dem Gottesdienst im Kinofoyer; Lobpreis vor der Filmleinwand; Pastor Roland Franz informiert über einen Einsatz in der Flüchtlingshilfe auf Lesbos; Prediger Denis Grams spricht über den Umgang mit Leid

Fotos: pro/Nicolai Franz



gut mit ihnen meine. Darum gehe es auch in der Mosaikkirche. „Diese Lieder hier am Anfang, egal ob sie dir gefallen, sie sind die tiefste Essenz von dem, was wir als Kirche machen: Mal weg von uns zu schauen. Wir sind gekommen, um anzubeten, ob du glücklich bist oder gerade als Leidender in einem Gefängnis sitzt.“ Er fordert die Zuhörer auf, den Blick nach oben zu heben: „Sieh diesen Gott an, den Gott, der sich an deinem Lachen freut, aber dem deine Tränen nicht egal sind.“

Die Predigt, die einladende Ansprache der Moderatoren, die herzliche Atmosphäre – alles wirkt wie auf Gießen zugeschnitten. Die mittelhessische Stadt ist stark durch die Universität geprägt. Die 40.000 Studenten dominieren das Straßenbild der nur 88.000 Einwohner zählenden Stadt. An Kirchen und Freikirchen mangelt es ihr nicht. Warum gibt es hier trotzdem eine so junge Gemeinde?

Alles begann mit einer Hauskirche

Roland Franz, heute Pastor der Gemeinde, ist wie Prediger Grams von Anfang an dabei. Er trägt ein offenes Hemd, darunter ein weißes T-Shirt. In der Pause zwischen zwei Gottesdiensten sitzt er

in einem kleinen Kinosaal, in dem eben noch die Gemeindekinder getobt haben, und erklärt die DNA der Mosaikkirche. Dass es die Gemeinde gibt, war nicht geplant. „Wir haben zwar schlaue Bücher gelesen, wie man am besten eine Gemeinde gründet, aber bei ‚Mosaik‘ spielten sie keine ausschlaggebende Rolle“, sagt Franz.

Klare Verkündigung, kein Kirchensprech

Alles begann mit einer kleinen Hauskirche für Gießener Studenten, die bei einem Gemeindegründungsprojekt des Praktischen Theologen Stephen Beck von der Freien Theologischen Hochschule Gießen mitarbeiteten. Die Hauskirche wuchs und wuchs, bis klar wurde, dass sie mehr ist als ein loses Zusammentreffen von Christen. Sechs Jahre später gehört die Mosaikkirche zum Bund Freier evangelischer Gemeinden.

Etwa 250 Menschen besuchen die Kinogottesdienste. Wer sie miterlebt, dem fällt auf: Hier gibt es eine klare Verkündigung. Sogar ein gemeinsam gesprochenes Sündenbekenntnis hat seinen Platz dort, was für Freikirchen eigentlich ungewöhnlich ist.

Doch gleichzeitig herrscht eine Stimmung, in der sich niemand ausgeschlossen fühlen soll. Wer nicht mitbeten will, kann still für sich das „Gebet für die, die nach Wahrheit suchen“, beten: „Wenn deine Worte wahr sind, dann lass mich dich und deine Botschaft besser verstehen. Lass mich erfahren, dass du real bist.“ Die Mitwirkenden verzichten auf Kirchensprech und fromme Floskeln. Stattdessen bemühen sie sich um einen Ton, den auch religiös bisher unmusikalische Menschen verstehen. Das ist kein Zufall. „Wir haben lange überlegt, was uns so tief begeistert“, sagt Pastor Franz. „Wir haben es heruntergebrochen auf den Slogan: Wir wollen Kirche für Andere sein.“ Das Konzept scheint aufzugehen: Bis zu einem Drittel der Besucher sind laut kircheninternen Umfragen – noch – keine Christen.

Am ersten Sonntag im Monat treffen sich die „Mosaikler“ nicht im Kino, sondern zu Hause zu „Brunchgottesdiensten“ mit Frühstück und geistlichem Teil. Gottesdienst in Wohnzimmer-Atmosphäre. Am dritten Sonntag ist „Kappellengebet“ in der Pankratiuskapelle. Das krasse Gegenprogramm zum hippen Kino gottesdienst.

„Wir haben gemerkt, dass es neben dem Kinogottesdienst eine Sehnsucht gibt nach Ruhe, Besinnlichkeit und sakraler Atmosphäre“, sagt Franz. ■



„Wir dürfen nicht abstumpfen“

Dorothee Bär (CSU) ist Staatsministerin für Digitalisierung im Kanzleramt. Im Gespräch mit pro wirbt die Katholikin für den Fortschritt, kritisiert die sprachliche Verrohung und erzählt, wie sie als Schülerin aus einem Bibelkreis flog. | DIE FRAGEN STELLTE NICOLAI FRANZ



Dorothee Bär, Jahrgang 1978, wurde mit 24 Jahren Bundestagsabgeordnete. Ihre neu geschaffene Stelle als Staatsministerin für Digitalisierung im Kanzleramt trat sie 2018 an. Auf Instagram ist die Mutter dreier Kinder besonders aktiv.

pro: Wann waren Sie das letzte Mal in einem Funkloch?

Dorothee Bär: In meinem Wahlkreis kenne ich jedes Funkloch und da ich in der Woche sehr häufig mit dem Zug unterwegs bin, weiß ich natürlich auch, dass Telefonieren zwischen Hauptbahnhof und Südkreuz nicht möglich ist.

Mitten in Berlin.

Ja. Privat ist das für mich nicht sonderlich relevant, denn ich telefoniere ohnehin nicht gerne im Zug. Mich nerven diese furchtbar wichtigen Geschäftsleute, die so laut in ihre Handys schreien und dabei Betriebsinterna ausplaudern, dass ich mir manchmal wünschen würde, dass der Funkkontakt abbricht. Andererseits verstehe ich natürlich, dass die Reisezeit gerade auch in der Privatwirtschaft von vielen für berufliche Zwecke genutzt werden muss. Unser politisches Ziel ist es, dass Mobilfunk in Deutschland in Stadt und Land flächendeckend verfügbar ist. Es sind sich alle einig, dass mehr staatliches Engagement im Mobilfunk notwendig ist. Mit den Auflagen aus der 5G-Frequenzvergabe und unserer Gesamtstrategie Mobilfunk machen wir unter anderem über die Verkehrswege einen großen Schritt in Richtung Flächendeckung.

Sie sind Staatsministerin für Digitalisierung bei der Bundeskanzlerin. Was bedeutet für Sie Digitalisierung?

Digitalisierung ist für mich der Motor der Lebenserleichterung. Sie kann helfen, dass wir besser, länger und gesünder leben können. Das treibt mich jeden Tag an. Viele Bürger tragen Ängste, oft diffuse Ängste vor der Digitalisierung in sich. Ihnen versuche ich immer ganz konkret auf ihre Lebenssituation zu antworten. Medizin, Gesundheit, Pflege, Bildung, Mobilität – überall kann die Digitalisierung Lebensumstände verbessern.

In einem ZDF-Interview sprachen Sie auch über Flugtaxi. Das klang wie Science-Fiction. Sind Sie schon einmal mitgeflogen?

Vergangene Woche wäre ich in Singapur fast beim Jungferflug von Volocopter in einer Megacity dabei gewesen, es ging leider terminlich nicht. Gesessen habe ich schon in vielen. Nicht nur Volocopter (Unternehmen aus Bruchsal; d. Red.) hat bereits erste Flüge gemacht. Lilium aus der Nähe von München ist in der Entwicklung schon sehr weit. Porsche hat jüngst eine Zusammenarbeit mit Boeing angekündigt, Airbus hat Anfang des Jahres den ersten Entwurf in Ingolstadt vorgestellt. Als ich damals über Flugtaxi sprach, wusste ich, dass sie kommen würden, aber dass es so schnell gehen würde, hätte ich nicht gedacht.

Foto: Tobias Koch

Also doch keine Zukunftsmusik.

Ich hielt das auch damals für keine unglaubliche Vision. Da habe ich andere.

Welche denn?

Zum Beispiel, dass wir durch autonomes Fahren die Zahl der Verkehrstoten auf null senken können. Das ist hoffentlich keine Zukunftsmusik. Was Zukunftsmusik angeht, wäre Beamen nicht schlecht. Das wäre für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für alle Eltern ein Segen.

Bevor wir beamen können, brauchen Unternehmen und Privatleute aber schnelles Internet. Im internationalen Vergleich hinkt Deutschland hinterher. Wo hakt es?

Der Bund hat seine Hausaufgaben gemacht. In meinen vier Jahren im Verkehrsministerium habe ich gefühlt jedem Bürgermeister und jeder Landrätin in Deutschland einen Förderbescheid in die Hand gedrückt. Selbst in entlegensten Gegenden gibt es in der Regel mindestens 30 Megabit pro Sekunde. Aber neue Anwendungen brauchen auch immer höhere Bandbreiten. Insgesamt kommt der Breitbandausbau zwar voran, allerdings brauchen wir zu lange, um genug Funkmasten aufzustellen. Die Telekommunikationsunternehmen sagen, dass zwischen 18 und 24 Monate vergehen, bis sie einen Mast aufstellen können, zum Beispiel wegen Bürgerprotesten. Es ist paradox: Einerseits wollen die Leute den schnellen Mobilfunkstandard 5G – da braucht man vier Mal mehr Masten als bisher. Gleichzeitig bekomme ich wäschekörbeweise Zuschriften von Menschen, die meinen, ihre Gesundheit würde durch 5G gefährdet.

Sind die Deutschen zu ängstlich?

Sie sind sehr zögerlich. Eine Studie der Uni Wien hat bestätigt, dass wir von allen Nationen die meiste Angst vor Wandel haben. Beruhigenderweise sagt die Studie aber auch, dass wir, wenn wir Wandel annehmen müssen, am besten von allen damit umgehen können. Wir wollen zwar nicht, aber wenn wir müssen, können wir.

Am Smartphone sind Sie sehr aktiv, vor allem auf Instagram und Twitter. Oder machen das Ihre Mitarbeiter?

Nein, ich mache alles selber. Ich bin auch gerne in Sozialen Medien aktiv, denn ich finde es wichtig, Menschen jeden Alters an meiner täglichen Arbeit teilhaben zu lassen, ihnen dadurch Zugang zu politischen Themen zu eröffnen und zur Meinungsbildung und zur Transparenz beizutragen. Ich finde nicht, dass es sinnvoll ist, wenn die Politik sich abkapselt und den Bürgern das Gefühl gibt, „die da oben“ würden Politik im stillen Kämmerlein betreiben.

Haben Sie heute schon Instagram und Twitter gefüttert?

Instagram ja, allerdings mit meinem iPad. Dummerweise hat mein Handy den Geist aufgegeben, kurz bevor ich diese Woche nach Berlin losmusste. Deswegen habe ich gerade das von meiner Tochter ausgeliehen, mit dem ich wenigstens telefonisch erreichbar bin. Aber ich musste ihr versprechen, dass ich ihren Snapchat-Kanal bediene, damit sie keine Flammen verliert (Flammen verliert man, wenn man innerhalb von 24 Stunden keine Nachricht ausgetauscht hat; d. Red.). Getwittert habe ich noch nicht, weil ich es auf dem iPad nicht eingerichtet habe und es mir ein paar Tage im Vergleich zu Insta auch nicht fehlt.

Sie sagten einmal: „Auf Twitter sind ohnehin nur Politiker, Journalisten und Psychopathen unterwegs.“

Ja. Davon habe ich nichts zurückzunehmen. Aber vielleicht ist Ihnen aufgefallen, dass ich normalerweise die männliche und

weibliche Form benutze, in diesem Falle nicht (lacht). Twitter fehlt die Kinderstube. Instagram ist eher ein Ort des Wohlfühlens, da in Kombination mit Bildern und Sprache mehr vermittelt werden kann und die Nutzerinnen und Nutzer einfach freundlicher und höflicher sind.

Ihr Kabinettskollege Peter Altmaier ist bei einer Digitalveranstaltung gestürzt. Neben Anteilnahme gab es auf Twitter auch Häme. Sie kommentierten: „Ich könnte kotzen, wenn ich sehe, was im Netz jetzt schon wieder abgeht.“ Brauchen wir einen Werte-Kompass fürs Netz?

Wir lernen von Kleinauf, was sich gehört und was nicht. Erziehung und Anstand dürfen nicht in der analogen Welt enden. Wir irren aber, wenn wir nachträglich durch Gesetze alles heilen wollen. Ich will, dass diese Wunden gar nicht erst entstehen. Mir macht die Verrohung der Sprache in unserer Gesellschaft Sorgen. Denn sie hat Auswirkungen auf unser gesamtes Leben. Die Hemmschwelle sinkt.

Was kann man dagegen tun?

Einhalt gebieten. Und wenn etwas strafrechtlich Relevantes geschieht: Anzeigen, anzeigen, anzeigen. Ich bin da auch nicht immer konsequent. Wenn ich nachts Tweets lese, blockiere ich die Nutzer oft einfach. Ich will mich mit solchem Dreck auch nicht ständig beschäftigen. Neulich fragte eine ARD-Dokumentation Politiker nach den schlimmsten Beschimpfungen, die sie erfahren hatten. Mich wunderte, dass alle Befragten alle Ausdrücke ausgesprochen haben, die ihnen an den Kopf geworfen wurden.

„Erziehung und Anstand dürfen nicht in der analogen Welt enden“

Ich war die einzige, die die furchtbaren Beschimpfungen nicht wiederholt hat. Ich will diesen Worten keine Macht geben. Wir dürfen nicht abstumpfen. Die Plattformbetreiber müssen stärker in die Pflicht genommen werden und die Novellierung des Netzwerkdurchsetzungsgesetzes, eine Meldepflicht für Delikte wie etwa Morddrohungen und Volksverhetzungen für Plattformbetreiber einzuführen, ist der richtige Weg. Letzte Woche haben wir im Kabinett beschlossen, dass das unbefugte Fotografieren unter den Rock oder in den Ausschnitt unter Strafe gestellt werden soll. Ich finde es jedoch unfassbar, dass diese gesetzlichen Regelungen überhaupt nötig sind.

Politiker werden zunehmend bedroht, der Kasseler CDU-Politiker Walter Lübcke ist sogar ermordet worden. Was macht das mit Ihnen?

Ich habe mir von Anfang an gesagt: Entweder du lässt dich von der Angst beherrschen, oder du versuchst, damit zurecht zu kommen. Als ich vor 17 Jahren im Bundestag begann, hatte ich allerdings noch keine Kinder. Wenn die Kinder lesen, was da über Vater und Mutter geschrieben wird, ist das eigentlich viel schlimmer.

Sie sagten mal, Ihre Tochter habe Sie gelassener gemacht. Was meinen Sie damit?

Meine Kinder erden mich, rücken meine Perspektiven zurecht und lassen mich auf das Wesentliche schauen. Das macht mich



Vom Imperium umringt: Auf dem Deutschen Computerspielpreis trug Dorothee Bär ein gewagtes Outfit. Rechts neben ihr: Verkehrsminister Andreas Scheuer.

gelassener. Über Nichtigkeiten rege ich mich nicht mehr auf. Wenn meine Kinder sich ärgern, frage ich sie: Ärgert ihr euch in einem halben Jahr immer noch darüber? In 99,9 Prozent der Fälle ist die Antwort Nein. Dann kann man sich das Ärgern auch gleich schenken. Ich grummele höchstens fünf Minuten, im schlimmsten Fall muss ich auch mal eine Nacht drüber schlafen. Je älter ich werde, desto weniger verschwende ich meine Lebenszeit mit Negativem. Ich versuche, Menschen von mir fernzuhalten, die nur Energieräuber sind. Gott sei Dank merke ich mir schlechte Erfahrungen nicht. Das ist gut für eine gesunde Seele. Es macht etwas mit einem, wenn man Hass an sich heranlässt. Ich will bei einem christlichen Magazin nicht von Karma sprechen ...

Wir können auch über biblische Weisheit sprechen. Im Buch Prediger steht: „Sei nicht schnell, dich zu ärgern; denn Ärger ruht im Herzen des Toren.“

Ich habe Religion im Abitur belegt. Mir gefällt, dass der Prediger zu einer heiteren Gelassenheit aufruft.

Angeblich mussten Sie in der Schule eine Bibel-AG verlassen, weil Sie zu konservativ gewesen seien.

Ich bin rausgeworfen worden!

Warum?

Weil mein Vater in der CSU und Bürgermeister war. Die Bibelgruppe war eine Schülerinitiative, donnerstags um 7.30 Uhr vor der Schule. Wir sprachen über Bibeltexte und diskutierten über den Glauben. An einem Donnerstag saß ich wieder dort, am Wochenende vorher war CSU-Sommerfest. Und ich war auf einem Zeitungsfoto zu erkennen! Die beiden Leiter sagten: Dein Vater ist in der CSU, wir wollen dich hier nicht mehr sehen. Also ging ich nicht mehr hin.

Das ist ja nicht gerade christlich.

Im Nachhinein hatte ich erfahren, dass der Vater der beiden verantwortlichen Schüler SPDler war. Die Geschichte mit dem Bibelkurs hat mich natürlich geprägt. Ich lade mich grundsätzlich nicht selber irgendwo ein. Ich würde nie wie Gerhard Schröder am Kanzleramt rütteln.

Sie sind ja auch so reingekommen.

(lacht) Ja, aber weil ich gefragt wurde.

Eine typische CSUlerin sind Sie aber nicht. Als Jugendliche hatten Sie lila Haare und besuchten Punkkonzerte, bei einem Computerspielpreis trugen Sie ein Latex-Outfit.

Es war Leder. Das hat einer vom anderen falsch abgeschrieben.

Sie haben für das Betreuungsgeld geworben und gegen die „Ehe für Alle“ gestimmt. Ein flippiges Image und klassischer Konservatismus – sind das nicht Widersprüche?

Nur wenn man in Schubladen denkt. Es läuft nicht überall wie

im Onlinehandel: „Kunden, die für das Betreuungsgeld gestimmt haben, kauften auch eine Hochsteckfrisur.“ Das ist mir zu schlicht. Gerade bei Digitalthemen habe ich auch mal eine andere Meinung als meine Partei. Franz Josef Strauß hat einst gesagt: „Konservativ sein heißt an der Spitze des Fortschritts marschieren.“ Eines meiner Lieblings-Bibelzitate lautet: „Darum prüfet alles, aber das Gute behaltet.“

Sie sind schon früh in die Junge Union und dann in die CSU eingetreten. Warum nicht in eine andere Partei?

Mich hat schon immer die Familienpolitik bewegt. Außerdem die Bewahrung der Schöpfung. Wir leben in Bayern auf dem Land, ich liebe die Natur und bin sehr heimatverbunden. Außerdem hat das Thema Abtreibung eine Rolle gespielt. Als ich 14 war, haben wir im Unterricht ein Gedicht gelesen, in dem ein ungeborenes Kind einen Brief an seine Mutter geschrieben hat, dass es leben will. Das war nicht nur für mich sehr prägend. Für mich war immer klar, dass die CSU meine Partei ist.

Sie haben als Politikerin einen dichten Terminkalender und benutzen exzessiv die Sozialen Medien. Bleibt da noch Zeit für den Glauben?

Den Glauben legt man ja nicht wegen eines dichten Terminkalenders ab. Ich gehe jedes Jahr auf Wallfahrt. Das ist mir sehr wichtig. Meine Wallfahrergruppe hat mich schon zweimal im Bundestag besucht und in der Kapelle auf der Plenarsaal-Ebene Andachten gefeiert. Und ich habe einen wunderbaren Diakon. Im September ist meine Oma gestorben, er hat sie bis zum Schluss begleitet. Der Diakon hat einen würdigen und sehr schönen Trauergottesdienst gehalten. Ganz offen: Ich weiß nicht, wie Menschen, die keinen Glauben haben, das verarbeiten können. Die Beerdigung hat mir viel gegeben.

Inwiefern?

Weil ich der festen Überzeugung bin, dass sie im Himmel angekommen ist und jetzt mit allen anderen Verwandten, die auch nicht mehr da sind, wiedervereint ist. Mein Opa ist schon vor vielen Jahren gestorben und ich bin sicher, dass sie sich jetzt wieder gefunden haben. Gleichzeitig habe ich eine tiefe Dankbarkeit empfunden dafür, dass ich vierzig Jahre so eine tolle Oma hatte.

Hat der Glaube auch Platz im Netz?

Seit ich auf Twitter bin, bete ich manchmal bei @twomplet mit. Ab 21 Uhr treffen sich Twitternutzer zum Beten. Jeder kann sich beteiligen und das Gebet für einen Abend gestalten. Ich finde, wir sollten als Christen offener über unseren Glauben sprechen. Neulich habe ich einem sehr bekannten deutschen Schauspieler aus dem Osten Deutschlands zum Geburtstag gratuliert. Er glaubt nicht an Gott, ist auch nicht getauft oder in der Kirche. Ich habe ihm trotzdem Gottes reichen Segen gewünscht. Er bedankte sich und schrieb mir, dass er mit zunehmendem Alter den Eindruck hat, dass es doch mehr gibt, als er bisher glaubt. Das hat mich gefreut, weil wir doch viel zu oft davor zurückschrecken, nichtgläubige Menschen an unserem Glauben teilhaben zu lassen.

Wer ist Jesus Christus für Sie?

Der Sohn Gottes. Der Erlöser. Der, der für unsere Sünden gestorben ist, der uns ermöglicht, dass wir zugeben können, fehlbar zu sein, und der die ganze Last der Welt auf seine Schulter genommen hat. Der uneigennützigste Mensch, den man sich vorstellen kann.

Vielen Dank für das Gespräch. ■

Der clevere Brexit-Gewinner

Irlands Premier Leo Varadkar hat außenpolitisch geschickt verhandelt und könnte zum Brexit-Gewinner werden. Doch nun holt ihn eine Religionsfrage ein. | VON WOLFRAM WEIMER

Als Boris Johnson noch Außenminister des Vereinigten Königreichs war, fragte er seinen Stab einmal, wer eigentlich dieser Leo Varadkar sei: „Warum heißt der nicht Murphy wie all die andern Iren?“ Ein klassischer Johnsonscherz, doch einer mit Pointe. Denn der irische Premierminister ist alles andere als ein typischer Politiker Irlands. Er ist Arzt, Sohn eines indischen Immigranten und bekennend schwul. Und er verfolgt im katholischen Irland ganz eigene Wege. So befürwortet er die Legalisierung der Abtreibung, geht kaum – was in Irland eigentlich zur politischen Kultur gehört – auf Beerdigungen und macht lieber nächtliche Überstunden mit Akten, als im Pub bei Livemusik ein Bierchen zu trinken. Seine Gegner rufen ihn „swot“ – Streber.

Varadkar führt eine Minderheitsregierung und steht innenpolitisch seit Monaten unter Druck. Dass er sich überhaupt seit gut zwei Jahren im Amt halten kann,

hat er dem Brexit zu verdanken. Denn die Sorge der Iren vor dem Schock eines No-Deal-Brexits ist so groß, dass man die eigene, mäßig beliebte Regierung lieber im Amt hält, um Stabilität zu gewährleisten.

Für Irland ist der Brexit eine Existenzfrage. Kein EU-Staat ist unmittelbarer betroffen, in keinem Land sind die wirtschaftlichen Folgen gravierender, nur hier gibt es eine Landgrenze, und diese ist für Irland zudem eine Frage nationaler Identität. Die Offenheit der Grenzen ist ein Kernelement des Karfreitagsabkommens von 1998, das den nordirischen Bürgerkrieg beendet hat und den Frieden sicherstellt. „Nichts darf die offene Grenze gefährden“, tönt Varadkar daher seit Monaten in die Brexit-Verhandlungen. Und er hat Erfolg. Dem Premier ist es gelungen, die gesamte EU hinter Irland zu versammeln und auch der letzte Kompromiss im Brexit-Poker trägt seine Handschrift. Der britische Guardian schreibt: „Johnson ist gezwungen, zu ihm aufzuschauen. Buchstäblich und bildlich. Denn der 1,93 Meter große Varadkar steht auf den Schultern der Europäischen Union, ihrer Kommission, ihres Parlaments und aller 27 Mitgliedstaaten.“ Selbstbewusst verkündet Varadkar daher an die Adresse Londons: „Keine britische Regierung sollte Irland etwas aufzwingen, was die Menschen in allen Teilen Irlands nicht wollen.“ Johnson und Varadkar haben sich auf einem bildmächtigen Spaziergang in Thornton Manor auf den jetzigen Brexit-Plan geeinigt. Seit diesem Spaziergang-Deal steigen die Sympathiewerte Varadkars wie Johnsons an. Beide wären in ihren Ländern die Brexit-Macher, die das Schlimmste verhindert haben.

Leo Varadkar: Irlands Premier
Foto: picture alliance / empics

Nun aber macht Varadkar schwere Fehler. Er attackiert einen politischen Gegner mit den Worten: „Er ist so wie ein Priester, der vom Altar predigt und uns erklärt, wir müssten Sünden unterlassen, während er hernach hinter dem Altar selber groß sündigt.“ Daraufhin entbrennt im tiefgläubigen Irland ein Sturm der Entrüstung. Varadkar demütigt pauschal die beliebten Ortspfarren Irlands. Der Premier muss sich schließlich entschuldigen, doch nun zweifeln viele an seiner religiösen Gewissensbildung. Varadkars Vater, ein Hindu aus Mumbai, ist in den sechziger Jahren nach England emigriert, um dort als Arzt zu arbeiten. Er heiratete eine irische Krankenschwester und zog nach Dublin. Leo wurde katholisch wie seine Mutter, besuchte eine katholische und eine protestantische Schule. Im Januar 2015 outete er sich an seinem 36. Geburtstag als erster Minister in der irischen Geschichte als homosexuell. Zu einem Staatsbesuch im Weißen Haus brachte Varadkar seinen Ehemann mit und rief dem christlich-konservativen US-Vizepräsidenten Pence zu: „Wir sind alle Gottes Kinder!“

Abtreibung, Homo-Ehe, Washington-Auftritt – vieles schienen die Iren ihrem Premier zu verzeihen, doch der pauschale Angriff auf ihre Ortspfarren scheint nun zu viel. Seine Umfragewerte fallen, und immer häufiger wird er bei öffentlichen Auftritten gefragt, woran er glaube. Er sei „kein besonders religiöser Mensch“ sagt er – das klingt nicht gut für die religiös so begabten Iren. ■



Foto: Markus Hurek

Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichnete Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien.

„Wir haben die Frau zur Ware gemacht“

Die SPD-Politikerin Leni Breymaier kämpft für ein Sexkauf-Verbot in Deutschland. Dabei war es ausgerechnet ihre Partei, die Prostitution einst als normale Dienstleistung etablieren wollte. pro hat mit der Bundestagsabgeordneten über Menschenfeindlichkeit im Milieu, Widerstand in der eigenen Partei und neue konservative Verbündete gesprochen. | DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ

pro: Frau Breymaier, gibt es Ihrer Meinung nach Frauen, die sich gerne und freiwillig prostituieren?

Leni Breymaier: Wenn es Frauen geben sollte, die sich freiwillig prostituieren, dann sind es verschwindend wenige. Ich habe selbst schon Aktivistinnen getroffen, die sagten, sie täten es freiwillig. Meine Wahrnehmung ist allerdings, dass diese in aller Regel keinen Geschlechtsverkehr anbieten, sondern eher Massagen, oder sich als Dominas betätigen. Ich kenne auch Frauen, die vermeintlich freiwillig in der Prostitution sind, aber zum Beispiel als Kind Missbrauchserfahrungen gemacht haben.

Die Vorsitzende Ihres Frauenschutzvereins „Sisters“, Sabine Constabel, sagt: Freiwillige Prostitution ist ein Märchen.

Das stimmt ganz überwiegend. Frauen sind in der Prostitution, weil sie gezwungen und unter falschen Versprechungen nach Deutschland gelockt werden. Weil man ihnen sagt, sie könnten hier für den deutschen Mindestlohn etwa als Küchenhilfe arbeiten, auch, wenn sie nicht Deutsch sprechen. Es gibt auch Frauen, die von ihren Familien, ihren Clans, in die Prostitution gedrängt werden. Andere sind drogenabhängig oder haben andere Süchte, die sie finanzieren müssen.

Gegen diese Sicht stellen sich Interessenvertretungen für Prostituierte. Der Verein „Hydra“ fordert Respekt für Sexarbeiterinnen anstatt Opfer- und Verbotsdiskurse. Machen Sie alle Frauen ungefragt zum Opfer?

Diese Verbände müssen sich erst einmal die Frage gefallen lassen, wen sie überhaupt vertreten. In der Prostitution haben wir es überwiegend mit Frauen zu tun, die der deutschen Sprache nicht

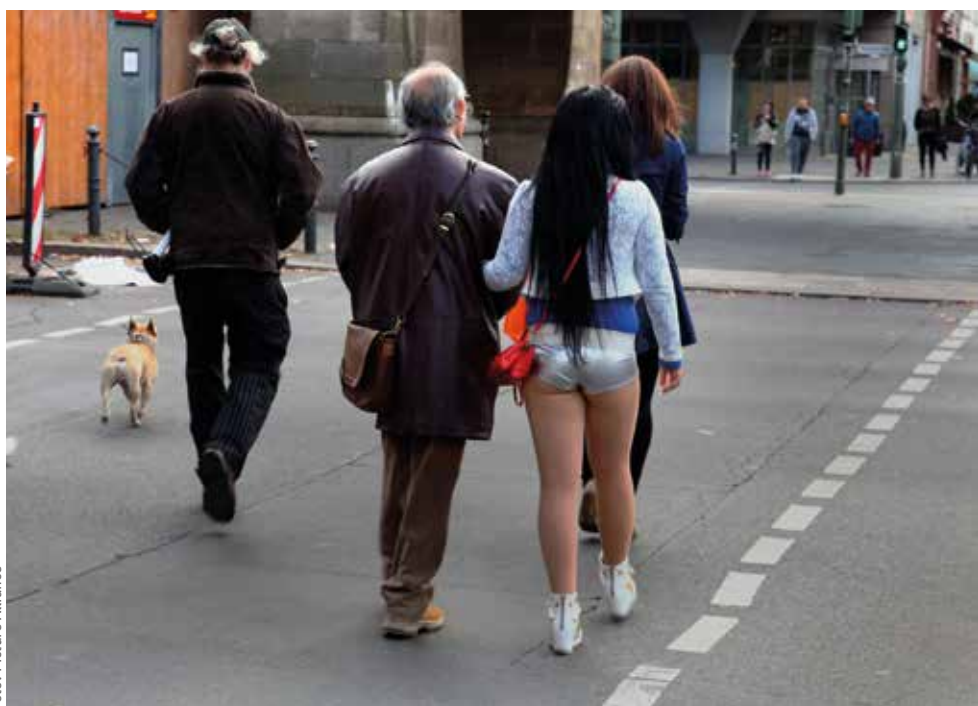


Foto: Picture Alliance

Auf der Berliner Kurfürstenstraße ist das Geschäft mit dem Sex Alltag

mächtig sind, weil sie zum Beispiel aus Osteuropa oder Afrika kommen. Die im Zweifel überhaupt nicht wissen, in welcher Stadt sie sich im Moment befinden, weil sie regelmäßig hin- und hergekartt werden. Frauen, die keine Ahnung haben, wie das deutsche Rechtssystem funktioniert. Diese sind sicherlich nicht bei „Hydra“ oder anderen Organisationen Mitglied.

Nicht jede Frau, die anschafft, ist eine Zwangsprostituierte. Ein Sexkaufverbot nach dem Nordischen Modell, wie Sie es fordern, träfe auch selbstbestimmte Sexarbeiterinnen.

Ich glaube, das Recht der Frauen, die Sie beschreiben, rechtfertigt nicht dieses unendliche Leid all der anderen. Wir

reden von mehreren Hunderttausend, die körperlich und seelisch kaputt gemacht werden. Deutschland ist Zielland des europäischen Menschenhandels, das hat uns die Europäische Kommission ins Stammbuch geschrieben. Bei uns werden Frauen sexuell ausgebeutet, weil unsere Gesetze so liberal sind.

Für diese Gesetzgebung hat Ihre Partei 2001 gemeinsam mit den Grünen gesorgt. Sie wollten das Milieu aus der Sittenwidrigkeit holen.

Die damalige Justizministerin Herta und Paul Däubler-Gmelin sagt heute: Es war ein Fehler, der korrigiert werden muss. Ich sage: Wir versuchen nun seit Anfang des Jahrtausends die Idee von einer selbstbestimmten Prostitution in Deutschland

umzusetzen. Mit dem Prostitutionsgesetz wollte man erreichen, dass Frauen in der Prostitution ihr Entgelt einklagen können. Dass ihre Tätigkeit nicht mehr sittenwidrig ist, dass die Frauen sich krankenversichern können, dass sie Steuern zahlen, dass sie rentenversichert sind. Das kann ich durchaus unterschreiben. Wir erleben aber heute, dass die Verhältnisse viel schlimmer sind als vor dem Gesetz. Die alten Huren erzählen mir, dass sie früher auch mal einen Freier ablehnen konnten. Heute ist das wegen der starken Konkurrenz aus Südosteuropa unmöglich. Es gibt furchtbare Praktiken auf dem Markt, das ist von Selbstbestimmtheit Galaxien entfernt. Wir müssen uns eingestehen, dass wir seit 17 Jahren einen Feldversuch zu Lasten der Frauen durchführen.

Amnesty International kritisiert, das Nordische Modell verdränge Prostitution auf den Schwarzmarkt und mache sie unkontrollierbar.

Unkontrollierbar ist sie heute schon. Das Nordische Modell beinhaltet zudem nicht alleine die Freierbestrafung. Es entkriminalisiert die Frauen, es bietet Ausstiegshilfen und eine breite Sexualaufklärung. In unserer Gesellschaft geht gerade etwas kaputt: Das durchschnittliche Eintrittsalter für den Konsum von Hardcore-Pornos liegt bei elf Jahren. Diese Mädchen und Jungs denken, diese Filme bildeten die Realität ab, Frauen seien immer devot, müssten alles tun, was von ihnen verlangt wird, Gewalt und Demütigungen ertragen. Wir müssen da gegensteuern mit Aufklärung. Es geht neben dem Schutz der Frauen in der Prostitution auch um unsere Heranwachsenden. Mir persönlich ist es wurscht, ob eine Frau am Tag mit fünf Männern schläft oder in der Woche mit 50. Mir geht es nicht um Moral. Mir geht es um Menschenrechte. Ich wünsche mir eine gesellschaftliche Haltung, die sagt: Es ist nicht normal, dass man losgeht und sich eine Frau kauft.

Prostituierte sorgen sich, dass durch ein Verbot eine Radikalisierung eintreten könnte. Die netten Freier blieben weg, die schlimmen kämen weiter ...

Was ist denn ein netter Freier? Ich glaube, das ganze Milieu ist dermaßen verrot, dass davon keine Rede sein kann. Schauen Sie sich doch nur mal an, wie in einschlägigen Internetforen Prostituierte bewertet werden. Da ist es ein Qualitätsmerkmal, wenn sie beim Oralverkehr

möglichst früh zum Erbrechen gebracht werden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es noch schlimmer werden kann.

Eine französische Studie gibt an, die Preise für Prostituierte seien seit Einführung des dortigen Sexkaufverbots massiv gefallen. Die Frauen würden nun noch mehr ausgebeutet.

Ich kenne diese Studie nicht. Wir haben die Frau zur Ware gemacht und wir sehen Prostitution als Markt an. Deshalb unterliegt dieser Marktgesetzen. Angebot und Nachfrage regeln den Preis. Einen Preisverfall haben wir auch ganz ohne Verbot in Deutschland. An der Berliner Kurfürstenstraße stehen Frauen, die bieten sich für zehn Euro an, weil sie das Geld brauchen und weil die Konkurrenz so groß ist. Um einen hohen Preis zu erzielen, müssen sie die abartigsten Sachen machen. Da stehen hochschwangere Frauen. Ich höre von einer Frau, die um neun Uhr morgens entbunden hat und mittags um eins wieder auf dem Straßenstrich steht. Unser aller und auch mein Job ist es, die Würde dieser Frauen zu wahren.

Sie führen gerade einen handfesten parteiinternen Streit darüber!

Ja. Aber es freut mich, dass das Thema nicht mehr in der Versenkung verschwindet. Mein Landesverband in Baden-Württemberg hat beschlossen, das Nordische Modell zu fordern, die bayrischen Sozialdemokratinnen auch.

Schleswig-Holstein ist dagegen. Ihre Justizministerin Christine Lambrecht ebenfalls.

Die Debatte ist entbrannt und das ist wichtig. Ich habe nicht die Erwartungshaltung, dass die ganze Partei sich plötzlich dreht und meiner Meinung folgt. Aber wir müssen darüber streiten – auch um deutlich zu machen, dass die Welt anders aussieht, als die schleswig-holsteinische Landesvorsitzende annimmt. Manche in der Partei lehnen sich zurück und warten darauf, dass die Entwicklungen 2025 wie vereinbart evaluiert werden. Aber so lange will ich nicht mehr zusehen, wie mitten in Europa, noch dazu in einem seiner reichsten Länder, tagtäglich massenweise Menschenrechtsverletzungen stattfinden.

Auf dem kommenden Bundesparteitag wird Ihr Landesverband das Nordische Modell fordern. Wie wird es ausgehen?

Das ist nicht das zentrale Thema des Parteitages, wir wählen eine neue Spitze, stellen uns programmatisch neu auf.

Prostitution ist einer von etwa tausend Anträgen. Es sieht so aus, dass der Antrag nicht angenommen, sondern an den Parteivorstand überwiesen wird.

Neben Ihnen und etwa Alice Schwarzer fordern vor allem konservative Christen ein Sexkaufverbot. Die Württembergische Landeskirche gehört dazu, die Deutsche Evangelische Allianz ebenfalls. Wie fühlen Sie sich damit, plötzlich die Konservativen als Mitstreiter zu haben?

Ich freue mich darüber, dass das Thema Grenzen überwindet. Es sind immer ganz besondere Momente in der Politik, wenn sich Menschen und Organisationen zusammenschließen, die eigentlich nicht zusammenpassen, einfach der guten Sache wegen.

Ärgert es Sie, dass Stimmen aus der Evangelischen Kirche gegen ein Sexkaufverbot laut werden, etwa die der ehemaligen Diakonie-Chefin Susanne Kahl-Passoth?

Ich wundere mich. Es werden jede Menge wohlfeile Gespräche mit fein formulierenden Frauen geführt, die sagen, sie seien gerne Sexarbeiterin. Aber es gibt keine Kontakte mit jenen, die unterdrückt werden und keine Lobby haben, die die ganz überwiegende Mehrheit stellen. Hier wünsche ich mir einen offenen Blick auf die Realität.

Vielen Dank für das Gespräch! ■



Foto: Oliver Hofmann

Leni Breymaier, Jahrgang 1960, sitzt für die SPD im Deutschen Bundestag. Bis 2018 war sie Vorsitzende ihres Landesverbandes Baden-Württemberg. Breymaier zählt zur Parteilinken und ist Gewerkschafterin. Ihre Themen sind vor allem Gleichstellung und Gesundheitspolitik. Mit dem CDU-Politiker Frank Heinrich gründete sie jüngst im Deutschen Bundestag einen interfraktionellen Arbeitskreis zum Thema Prostitution.

„Jeder junge Mensch sollte die Bibel kennen“

Wolfgang Kubicki galt lange Zeit als Enfant Terrible der FDP. Seit er 2017 Bundestagsvizepräsident wurde, ist es ruhiger um den dreimal verheirateten Rechtsanwalt. Ein neues Buch offenbart: Kubicki war einst Bibellehrer beim CVJM, kehrte dem institutionalisierten Christentum den Rücken und übt heute harte Kritik an den Amtskirchen. Ein Gespräch über Gott, Liberalismus und Politik in der Kirche. | DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ

pro: Herr Kubicki, Ihr liebster Bibelvers ist Johannes 1, Vers 1: „Am Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“

Wolfgang Kubicki: Ich war ja mal als Bibellehrer beim Christlichen Verein Junger Männer (CVJM, heute: Junger Menschen; Anm. d. Red.). Mir war die Übersetzung der Bruns-Bibel wichtig. Da steht: „Am Anfang war die Liebe und die Liebe war bei Gott und die Liebe war Gott.“ Das hat mich beeindruckt. Das ganze Johannesevangelium ist geprägt von diesem Gedanken.

Johannes verweist damit auf Jesus Christus. So gesehen ist das ein ziemlich frommer Lieblingsbibelvers für einen, der wie Sie von sich selbst sagt, er sei „nicht besonders fromm“.

Was bedeutet denn fromm? Ich habe auf jeden Fall ein Problem mit dem Frömmeln. Ich sage immer wieder: Gott muss ein lustiges Kerlchen sein, weil er den Menschen so geschaffen hat, wie er ist. Manchmal amüsiert er sich wahrscheinlich über uns. Er gibt uns dennoch jede Freiheit, unsere eigenen Entscheidungen zu treffen. Ich lese die Bibelstelle so: Das, was man aus Liebe tut, ist immer gerecht. Wenn das fromm ist, kann ich damit sehr gut leben.

Wie viel Liberalismus steckt im Christentum?

Sehr viel. Gott gibt uns absolute Handlungs- und Entscheidungsfreiheit. Das gesamte Neue Testament ist von der Idee durchzogen, dass der Mensch seine Entscheidungen trifft und für sie auch einstehen muss. Er ist verantwortlich für das, was er denkt, und kann das nicht abschieben auf Gottes Willen oder die Vorsehung. Unsere Gesellschaft entwickelt sich gerade gegenläufig. Die Menschen suchen Orientierung – und zwar nicht bei sich selbst, sondern bei anderen. Viele fühlen sich aufgehoben bei rechts- oder linkspopulistischen Bewegungen, die ihnen Verantwortung abnehmen. Für beide Richtungen gilt: Wer sich im Besitz letzter Wahrheiten glaubt, wird unduldsam und intolerant. Das ist das Gegenteil dessen, was das Christentum einfordert.

Zum christlichen Menschenbild gehört auch die Idee, dass der Mensch auf Hilfe angewiesen ist und sein Leben eben

nicht alleine in den Griff bekommt. Am Anfang der Geschichte des Menschen steht die Sünde.

Ich glaube, dass das Menschenbild des Christentums ein völlig anderes ist. Der Mensch ist Gottes Ebenbild. Wäre er an sich schlecht, dann wäre Gott es auch. Wir selbst bestimmen darüber, wie nah oder fern wir Gott sind, ob wir uns an seine Regeln halten, oder nicht.

Sollte jeder junge Mensch die Bibel kennen?

Ja. Die Bibel ist Teil des Wertefundaments, auf dem unser Rechtssystem aufgebaut ist. Sie bestimmt also auch heute noch unser Leben in vielfältiger Weise. Auch der Grundsatz, dass wir Verantwortung für unsere Mitmenschen übernehmen, durchzieht das Neue Testament und ist für uns heute ein wichtiger Grundsatz. Dass wir uns ebenfalls nicht über andere erheben sollen: Jesus hatte keine Scheu, etwa mit Prostituierten gesehen zu werden. Wir müssen einander in Demut begegnen. Das alles sind tragende Grundsätze unseres Gemeinwesens.

Hat das Studium der Bibel Ihr politisches Handeln geprägt?

In gewisser Weise war Jesus Anarchist und insofern revolutionär, würde ich sagen. Er hat mit den Regeln seiner Zeit gebrochen, hat versucht, zu dokumentieren, wie die Menschen ihr Leben besser und in Nähe zu Gott gestalten können. Das hat für mich Vorbildcharakter. Ich bin über diesen Umweg zum Liberalismus abgebogen, weil ich glaube, dass ich selbst verantwortlich für mein Leben bin und niemand anderes. Ich höre die Leute immer beten, dass Gott ihnen hilft. Ich glaube, sie müssen zunächst sich selbst helfen. Wenn das nicht mehr funktioniert,





„Gläubig bin ich immer noch“, sagt Wolfgang Kubicki

Wolfgang Kubicki, Jahrgang 1952, war von 1990 bis 1992 Mitglied des Deutschen Bundestages und anschließend bis 2017 Abgeordneter im Landtag Schleswig-Holstein, bevor er wieder in den Bundestag einzog. Er ist stellvertretender Bundesvorsitzender der FDP, seit 2017 Bundestagsvizepräsident.

sollen sie wiederkommen. Sie können nicht von Gott erwarten, dass er ihnen ihre Aufgaben abnimmt.

Sie haben mit dem CVJM gebrochen ...

Das war, als ich meine erste Frau kennenlernte, die katholisch war. Die Älteren im CVJM hießen das nicht gut. Und sie wollten mich davon abhalten, meiner Liebe zu folgen und nach Kiel zu gehen. Ich hingegen sagte mir: Alles, was ich aus Liebe tue, ist richtig – und folgte meiner Frau. Den CVJM habe ich hinter mir gelassen – offensichtlich hatte er zentrale Punkte der Bibel nicht verinnerlicht.

Das sollte nicht Ihre letzte kritische Auseinandersetzung mit der Kirche bleiben. Sie waren Kirchenvorstand einer evangelischen Gemeinde ...

Vier Jahre lang. Ich erinnere mich an Kirchenvorstandssitzungen, bei denen es nur darum ging, Grundstücke zu behalten, zu tauschen, das Vermögen zu mehren und so weiter. Ein Schlüsselerlebnis für mich war, als eine Vikarin weggemobbt worden ist, weil sie eine Obdachlosenhilfe etablieren wollte. Die Kirche sorgte sich um ihr Vermögen, nach der Devise: Wenn jetzt alle kommen und versorgt werden wollen, dann gibt es ein Problem. Das hat bei mir einen Knacks hinterlassen.

Sie sind letztendlich aus der Kirche ausgetreten. In Ihrem Buch schreiben Sie: „Am Ende habe ich denen klipp und klar gesagt, dass ich nicht länger bereit sei, mit meinen Steuermitteln dazu beizutragen, dass sie andauernd Politik machen, statt den Glauben zu verbreiten.“ Darf die Kirche nicht politisch sein?

Sie soll sich politisch engagieren und einsetzen, aber dass die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland beschließt, Tempo 130 auf Autobahnen haben zu wollen, finde ich schon ziemlich heftig.

Sollte die Kirche ein Seenotrettungsschiff ins Mittelmeer schicken?

Die Kirche sollte sich dafür einsetzen, dass die Seenotrettung staatlicherseits im Mittelmeer organisiert wird. Aber sie sollte keine symbolhaften Akte vollziehen in Diskussionen, die sehr antagonistisch geführt werden. Sie macht sich damit zum Gegenstand politischer Erörterung, und ich weiß nicht, ob das der Kirche dauerhaft hilft. Dass sie sich für Menschenleben einsetzt, ist selbstverständlich. Aber Menschenrettung ist auch staatliche Aufgabe. Mit symbolhaften Akten wie dem Kauf eines Rettungsschiffes gibt sich die Kirche der Lächerlichkeit preis. Für mich ist das auch ein Feigenblatt: Bischöfe der Evangelischen Kirche fliegen erster Klasse nach Indien, um das Leid der Welt zu begutachten, katholische Bischöfe bauen sich goldene Badewannen, aber welche Vermögenswerte investieren die Amtskirchen denn, um wirklich zu helfen?

Sie sind auch gegen die Praxis des Kirchenasyls.

Es ist rechtswidrig, wenn ich erlaube, dass die Kirchen in einem demokratischen Rechtsstaat das Recht selbst in die Hand nehmen. Es gibt keinen Grund für ein Kirchenasyl, wir haben rechtsstaatliche Abläufe für Migration. Und ich sehe auch nicht, warum eine solche Praxis ausgerechnet den Kirchen zugestanden wird, anderen Organisationen aber nicht.

Braucht der Staat kein moralisches Korrektiv? Was ist, wenn er sich irrt? Etwa wenn er – wie von den Kirchen ja hinlänglich kritisiert – humanitäre Härten nicht anerkennt oder das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge fragwürdige Ausweisungsentscheidungen trifft?

Das würde bedeuten, dass die Kirche die letzte Instanz der Moral ist. Was machen wir dann mit Organisationen, die das auch für sich in Anspruch nehmen? Es gibt hier in Berlin Menschen, die glauben, sie hätten das Recht im Zeichen der sozialen Verantwortung andere zu attackieren. Es ist eine Anmaßung, wenn die Kirche denkt, sie stünde über dem Gesetz. Wer entscheidet letztlich darüber, welche Moralvorstellungen die richtigen sind? Was ist mit anderen religiösen Gruppen? Wir haben bei uns viele Muslime, die eine völlig andere Vorstellung des menschlichen Zusammenlebens haben als etwa ich aufgrund meiner christlichen Erziehung. Wir würden nicht akzeptieren, dass ein Mann seiner Frau sagt, sie darf nicht auf die Straße gehen. Dabei argumentieren diese Menschen doch ebenfalls auf der Grundlage moralischer Kategorien.

Der Staat existiert aber nicht losgelöst von moralischen

Überlegungen. Deshalb gibt es Instanzen wie den Deutschen Ethikrat. Ebenso bringen sich die Kirchen ein. Nehmen wir das Thema Sterbehilfe ...

Ja, der Staat muss diese Überlegungen wahrnehmen, um abwägen zu können. Insofern sollen und müssen sich die unterschiedlichen Gruppen einbringen. Dennoch darf die Kirche nicht den Anspruch erheben, dass alle ihr folgen müssen. Ich persönlich habe meine Haltung zur Sterbehilfe komplett geändert, nachdem ich meinen Bruder an einer neurologischen Erkrankung habe sterben sehen. Ich war zuvor strikt gegen Sterbehilfe, auch aus juristischen Gründen. Ich war überzeugt: Niemand ist berechtigt, das Leben zu verkürzen, außer mir selbst. Aber als ich damals vor seinem Bett stand, dachte ich: Wärest du ein Hund, ich würde dich erlösen. Deshalb denke ich heute: Es muss eine Möglichkeit dazu geben, wenn jemand seinen Willen entsprechend geäußert hat.

Die Kirche argumentiert: Jedes Leben ist lebenswert.

Ja, das stimmt. Aber wenn jemand für sich selbst feststellt, dass er es nicht mehr als solches empfindet, dann ist das zu respektieren. Zur Würde des Menschen gehört auch ein würdiges Sterben. Und darüber entscheidet jeder selbst. Bei der Frage der Abtreibung sehe ich es übrigens ähnlich. Das Bundesverfassungsgericht hat hier eine sehr differenzierte Abwägung getroffen. Niemand hat etwas davon, wenn eine werdende Mutter so verzweifelt ist, dass sie sich das Leben nimmt, und damit sich und das Kind tötet, weil sie keinen anderen Ausweg sieht. Aber es gilt auch: Je älter der Fötus wird, desto stärker weicht das Recht

der Frau, darüber zu entscheiden, und desto stärker wird das Recht des Fötus auf eigenes Leben. Wenn die Katholische Kirche sagt, ich gehe jetzt ins Fegefeuer, weil ich dafür bin, dass Frauen abtreiben dürfen, dann nehme ich das gern auf mich.

Sie sagen heute von sich: „Gläubig bin ich immer noch ... die naive kindliche Vorstellung eines personalisierten Gottes teile ich natürlich nicht.“ Was ist naiv daran, an einen persönlichen Gott zu glauben?

Ist Gott weiblich oder männlich? Ist er alt oder jung? Behindert oder nicht behindert? Gott hat die Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen. Das heißt aber nicht, dass Gott so aussieht wie ich oder Sie. Deshalb mache ich mir keine physische Vorstellung von Gott. Für mich ist er die Liebe. Und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Ich stelle mir Gott nicht vor, wie er in Kirchenfenstern dargestellt ist. Er hat keine Körperlichkeit.

Und Jesus?

Gott brauchte Jesus als Demonstration seiner Liebe zu den Menschen. Die Grundlage unseres christlichen Glaubens liegt darin, dass wir akzeptieren, dass Christus Gottes Sohn war. Ich glaube, dass es ihn gab und dass sich seine Geschichte so abgespielt hat. Ich glaube auch, dass Gott so dokumentiert hat, wie weit er bereit ist zu gehen, um die Beziehung zwischen ihm und den Menschen aufrecht zu erhalten. Die Idee aber, dass nach unserem Tode Gott, Jesus und der Heilige Geist nebeneinander sitzen und uns empfangen, halte ich für der Zeit geschuldet.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Anzeigen



FASZINATION ISRAEL

Schalten Sie ein!

ZEIGT DAS, WAS SONST NICHT GEZEIGT WIRD

SENDEZEITEN

BIBEL TV > Montag 9 Uhr, Dienstag 22 Uhr
L-TV > Samstag 9 Uhr, Sonntag 9 Uhr
SPREEKANAL BERLIN > Sonntag 22 Uhr
MEDIATHEK > www.faszinationisrael.de
DVD's > www.icej-shop.de

ICEJ INTERNATIONALE CHRISTLICHE BOTSCHAFT JERUSALEM

UNTERSTÜTZEN SIE FASZINATION ISRAEL
 IBAN: DE63 5206 0410 0004 0202 00
 BIC: GENODEF1E31
 Verwendungszweck: „Faszination Israel“

www.icej.de
www.faszinationisrael.de



Israelnetz

Israel2020 classic

9,- €
 zzgl. Versand

Der Israelnetz-Kalender „classic“ zeigt bekannte und interessante Motive aus dem Heiligen Land. Das praktische Kalendarium enthält neben den christlichen und gesetzlichen Feiertagen auch die jüdischen Festtage mit einer Erklärung.

Der Wandkalender hat ein Format von 48 x 34 cm, ist auf hochwertigem Papier gedruckt und exklusiv bei Israelnetz erhältlich.

Bestellen Sie per
Telefon (0 64 41) 5 66 77 52
oder auf israelnetz.com



Daniel Böcking spricht mit seinen Kindern über den Glauben. Seine Älteste, Elsa, ist sieben Jahre alt.

Süßes oder Süßes!



Daniel Böcking, stellvertretender Chefredakteur der Bild-Zeitung, schreibt über Gespräche mit seinen Kindern über Gott und die Welt. Heute: Über christliche und unchristliche Feste. | VON DANIEL BÖCKING

Ich mag Halloween nicht. Meine liebe Frau Sophie auch nicht. Doch damit sind wir in unserer Familie in der Minderheit. Hans (5 Monate alt) hat sich da noch keine differenzierte Meinung gebildet. Elsa (7), Fritz (6) und Carl (4) flippen hingegen allein beim Gedanken an all die Süßigkeiten komplett aus. Es gibt also zwei „Halloween ist blöd“-Stimmen gegen drei „Es gibt kaum etwas tollereres“-Voten.



Begeistert vom Verkleiden: Daniel Böckings Kinder mögen Halloween – anders als er.

In den vergangenen Jahren haben wir das recht schlicht gelöst: Sophie und ich haben Halloween einfach zufällig „vergessen“. Die Kinder kamen am 31. Oktober aus der Kita oder Schule, hatten einen schönen Nachmittag zu Hause, gingen abends ins Bett – und wunderten sich am nächsten Tag kurz (aber nicht übermäßig), warum ihre Kumpels alle von Süßigkeitenbergen und „Trick or Treat“-Streifzügen am Vorabend schwärmten. Wir haben dann schnell das Thema gewechselt und für ein weiteres Jahr war Ruhe.

Leider wurden wir inzwischen durchschaut – und so standen wir dieses Jahr vor der Entscheidung, wie wir mit diesem komplett unchristlichen Fest umzugehen haben. Ich sprach mit einer Freundin darüber. Sie (selbst Christin und Mutter von zwei etwas älteren Kindern) sagte zwei Dinge, die mich inspirierten: „Bei mir gibt’s keine Skelette, keinen Horror, kein Blut. Fledermaus, Pirat – das ist schon ok. Ich feier schließlich nicht den Tod. Ich feier, dass meine Kinder leben!“ Und: „Eigentlich halte ich nicht viel von Verboten. Denk daran, dass du deine Werte weitergibst. Sag ihnen doch einfach, was du magst und was nicht.“

Ich setzte mich also mit Carl, Fritz und Elsa hin und wir sprachen darüber. Ich: „Ihr wollt ja so gern Halloween feiern. Das verstehe ich. Mir gefällt es aber nicht, wenn man Spaß daran hat, andere Leute zu erschrecken, oder es cool findet, mal so richtig böse zu sein.“ Die Kinder schienen verdutzt. Elsa: „Ich will mich doch als super-liebe Hexe verkleiden!“ Carl: „Und ich als lustiger Pirat!“ (Fritz schwieg. Vermutlich überlegte er, wie sein Wunsch-Kostüm – Darth Vader – wie ein Wohltäter wirken könnte.) Ich: „Außerdem finde ich Erpressung blöd. Wenn ihr ‚Süßes oder Saures‘ an der Tür sagt, heißt das: ‚Gib uns Süßes, sonst gibt’s Saures!‘ Ihr droht also mit einem Streich.“ Nun waren die Kinder wirklich verdattert. Elsa fasste es in Worte: „Ach so! Ich dachte, das heißt: Gib uns etwas Süßes oder etwas Saures, zum Beispiel Brause.“ Nein, erpressen wollten sie niemanden. Elsa hatte die zündende Idee: „Wir sagen einfach ‚Süßes oder Süßes!‘ Deal! Und so zogen wir an Halloween von

Tür zu Tür. Eine liebe Hexe, ein lustiger Pirat und ein ziemlich niedlicher Darth Vader. Sie riefen „Süßes oder Süßes!“, wir lernten die Nachbarschaft kennen, plauderten, füllten Süßigkeiten-Tüten, teilten die Beute – und hatten ein richtig schönes Familien-Abenteuer.

Mir fällt es nicht leicht, unseren Umgang mit Halloween biblisch zu begründen. Ich kenne und respektiere Christen, die an Halloween ein Warnschild an die Haustür kleben, dass sie dieses Fest ebenso ablehnen wie dämonische Kostüme. Und mit Blick nach vorn weiß ich, dass ich in den nächsten Wochen wieder von Christen lesen werde, die der weltlichen Erfindung Weihnachtsmann den Kampf ansagen. Vielleicht habe ich es mir mit Halloween zu leicht gemacht. Mir fiel spontan nur dieser Vers ein, als ich über die Gottgefälligkeit nachdachte: „Ich bitte dich nicht, sie aus der Welt herauszunehmen; aber ich bitte dich, sie vor dem Bösen zu bewahren“ (Johannes 17,15, NGÜ). Ich lebe in dieser Welt, mit all ihren Bräuchen. Aber ich kann versuchen, meine Kinder dabei vor dem Bösen zu bewahren – mit Gottes Hilfe. ■

Daniel Böcking, 41 Jahre, ist Autor der Bücher „Ein bisschen Glauben gibt es nicht – Wie Gott mein Leben umkrempelt“ und „Warum Glaube großartig ist. Mein Glück mit Jesus“ (beide im Gütersloher Verlagshaus). Er arbeitet als stellvertretender Chefredakteur der Bild-Zeitung und lebt mit seiner Frau und den vier Kindern in Berlin.

Fotos: Böcking

Mit dem Controller ins Terrortraining?

Nach dem fehlgeschlagenen Anschlag und nachfolgenden Amoklauf von Halle an der Saale Anfang Oktober stellte Innenminister Horst Seehofer (CSU) die Gamerszene unter Generalverdacht. Schnell erhob sich heftiger Protest, denn er hatte eine Überwachung von Computerspieltechnologien ins Gespräch gebracht. Ein Vorstoß, der nicht nur Millionen Spielern, sondern gleichzeitig einer leistungsfähigen Kreativindustrie Übles unterstellt. Kritik, Häme und Widerstand hoben nur Minuten nach der Äußerung an. Für Sozialarbeiter und Gemeindepädagogen, die Games bei eSport-Events oder Kreativworkshops in der Jugendarbeit einsetzen, stellen sich wichtige Fragen über mögliche Gefahrentrigger. | VON STEFAN PIASECKI



Computerspieltechnologien überwachen – mit dieser Idee hat sich der Bundesinnenminister keine Freunde gemacht. Was ist dran an der Forderung?

So ungezielt und damit unwirksam die Aussage Horst Seehofer auch war, so offensichtlich ist die reale Möglichkeit, Computerspiele zur Terrorvorbereitung zu nutzen. Sei es durch das Training in realistisch nachgespielten Szenarien, die Evaluation von Waffensystemen, die Tatverabredung mittels geschützter Chatumgebungen in Spielen oder die Entwicklung von digitalem Content und von Spielen zum Zwecke der Geldwäsche oder Terrorfinanzierung. Spiele und ihre Technologien können, ebenso wie LKWs, soziale Medien – und sogar Fahrräder oder Kinderwagen bei vergangenen Anschlägen der links-terroristischen RAF – zweckentfremdet werden. Spiele sind auch willkommene Medien zur Verbreitung von Propaganda oder Geschichtsklitterung, sei sie politischer, religiöser oder anderer Natur. Und, worauf Brad Bushman, Professor für Kommunikationswissenschaften an der Ohio State University, hingewiesen hat: Sie verändern die Wahrnehmung. In seinen Tests haben nach dem Spielen eines Shooters, der es mit Punkten belohnt, wenn der virtuelle Kopf eines Gegners getroffen wird, Spieler später mit Spielzeugwaffen auf den Kopf einer Puppe geschossen statt auf den leichter zu treffenden Oberkörper.

Kulturkampf ums Computerspiel

Für die soziale und christliche Jugendarbeit ergeben sich aus den Erkenntnissen praktischer Forschung konkrete Handlungsmöglichkeiten und auch -notwendigkeiten. Der 15. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung benennt als größte Herausforderungen des Kinder- und Jugendalters Prozesse der „Qualifizierung, der Selbstpositionierung und der Verselbstständigung“. Er beschreibt so, worauf sich Gemeindepädagogen und Sozialarbeiter bei ihrer Arbeit fokussieren sollten. Kinder und Jugendliche sollen nach Ansicht des zuständigen Familienministeriums lernen, Inhalte zu verstehen und deren Wirkung selbst abzuschätzen.

Dabei sind Spiele Teil des menschlichen Lebens, sie begleiteten immer schon die „großen Narrative“: als spielerischer Tanz am Lagerfeuer, als aktives Lernspiel der Jugend, als kreative Selbsterfahrung. Bildung und Spiel lagen stets

nah beieinander – schon weil viele Menschen nicht lesen und schreiben konnten, benötigte man spielerisches Lernen – bis Martin Luther mit der deutschen Übersetzung der Heiligen Schrift und das Engagement Philipp Melanchthons, um das Volk zu bilden, die kognitiven „Betriebssysteme“ schufen, sodass Lernen auf Basis von Schrift und Papier erst möglich wurde. Erst mit der Industrialisierung und Spezialisierung von Arbeitsbereichen sowie einer Regulierung von Arbeitsort und -zeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Spiel dann vor allem Freizeitunterhaltung – und den Kinderaktivitäten zugerechnet. Damals wie heute spielen Menschen vor allem das, was sie beschäftigt: Entwicklung und Aufbau, gesellschaftliche Prozesse auf der einen, aber auch Krieg, Verbrechen, Betrug auf der anderen Seite sind beliebte Sujets dort wie auch in Filmen oder der Literatur. Daher ist es nur logisch, dass sich Gesellschaft und Kultur nach wie vor auch im Spiel äußern und eine Rolle spielen.

Radikalisierung ist nicht das eigentliche Problem

Vorbehalte gegen das Computerspiel atmen oft den Geist der Kulturkämpfe der Vergangenheit und die Argumente wiederholen sich in frappierender Ähnlichkeit: Teile der Kirche bekämpften den Buchdruck mit dem Vorwurf der Verbreitung von „Schund“. Kritik gab es auch am schnelleren Rotationsdruck im 19. Jahrhundert, der die leichte Groschenunter-

zu interpretieren. Der nächste Kreuzzug gegen das Groschenheft nach dem „Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften“ von 1926 fand in den 1950er Jahren statt und endete zunächst mit der Einführung des „Gesetzes über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften“ im Jahr 1953 – bevor Computerspiele in den 1980er Jahren mit den gleichen bekannten Stereotypen „begrüßt“ wurden. Deutlich wird die große Lust in Deutschland, auf (pop-)kulturelle Entwicklungen mit Kritik und Verboten zu reagieren, anstatt sie differenziert zu betrachten. Ein Ansatz, den schon 1916 der Reformpädagoge Berthold Otto vertrat, der mahnte, den Film ernst zu nehmen, denn „wie sonst will man den Wellenschlag des Meeres einem Bergbewohner vermitteln, der nie den Ozean sah“? Christen, die qua ihres Bekenntnisses zur Unvoreingenommenheit aufgerufen sind, etwa „der Stadt Gutes zu suchen“ (Jeremia 29,7) und „Gutes zu behalten und Schlechtes zu verwerfen“ (1. Thessalonicher 5,21), müssten gegenüber allzu einfachen Lösungen eigentlich immun sein.

Probleme und Herausforderungen, die sich tatsächlich für Pädagogen ergeben, bestehen nicht in der Radikalisierung Weniger, die mit Verbot oder Ausschluss dieser Menschen beantwortet werden könnten. Themen, die eine viel größere Zahl junger und älterer Menschen betreffen, sind solche der Identitätsdelikte oder des Datendiebstahls und -missbrauchs. Spieler werden heute auf den Servern großer Games genau

„Pädagogen sind heute nur authentisch und glaubwürdig, wenn sie sich mit den Medien, die ihre Zielgruppe nutzt, auskennen.“

haltung möglich machte. Argumente und Debatten wiederholten sich abermals zur ersten Hochzeit des Stummfilms in den 1910er Jahren. Das gleiche geschah, als sich 1929/30 der Tonfilm durchsetzte – ihm unterstellte man ernsthaft die Verdummung der Menschen, denen jetzt aberzogen würde, die zuvor stumm dargebotenen Handlungen selbstständig

analysiert, ihre Stärken, Schwächen, Belastungsgrenzen oder Stressresistenzen werden ermittelt – vordergründig, um ihnen das perfekte Spielerlebnis zu bieten. Aber ist wirklich ausgeschlossen, dass diese wertvollen Daten an Personalentscheider fließen und somit auf Jahre hinaus Menschen ohne das Wissen darum von bestimmten Positionen ausgeschlos-



Stefan Piasecki: „Credere et Ludere. Computer- und Videospiele aus religionspädagogischer Perspektive“, Tectum, 778 Seiten, ASIN B079G5N9V5

sen oder für bestimmte Tätigkeiten herangezogen werden?

Andererseits ergeben sich aus den Herausforderungen demographisch schrumpfender und gleichzeitig hochmobiler Gesellschaften neue Ansätze für Sozialarbeiter und Gemeindepädagogen: Gemeinsame Gemeindeaktivitäten werden schwieriger, wenn Menschen weit auseinander leben, der ÖPNV ungleich getaktet ist und die zunehmende Verdichtung von Bildungs- und anderen Aktivitäten es schwerer machen, an einem Ort zusammen zu kommen. eSport in Vereinen wie dem „07 Gera eSport“ oder Initiativen wie „Jugend hackt“, bei denen Gruppen an unterschiedlichen Orten und dennoch gemeinsam trainieren oder Spiele entwickeln, sind proaktive, innovative und zukunftsgerichtete Aktionen mit konkreten Zielen.

Pädagogen müssen mitreden

Pädagogen sind heute nur authentisch und glaubwürdig, wenn sie sich mit den Medien, die ihre Zielgruppe nutzt, auskennen und vielleicht sogar Vorreiter sein können. Nur dann können sie jugendliche Mediennutzer zu eigenverantwortlichem Handeln erziehen und sie entscheidungsfähig machen – worunter auch der Mut zur Verneinung fällt: Wer gelernt hat, verschiedene Medienangebote für sich selber einzuschätzen, kann auch eher ohne Gesichtsverlust diskriminierende oder sogar hochproblematische Clips wie Mordvideos im Freundeskreis ablehnen.

Die in Deutschland oft überschießende Tendenz, lange überhaupt nicht zu han-

deln und dann, wenn etwas passiert, umso entschiedener (und unüberlegter) strafrechtlich durchzugreifen, ist wirkungslose weiße Salbe auf die Gemüter entscheidungsschwacher Politiker und, wie die Reaktionen auf den jüngsten Vorstoß des Innenministers zeigen, auch vollkommen kontraproduktiv. Weder Gamer noch die ansonsten durchaus kritische Mehrheitsgesellschaft hat der Minister mit seinem Vorstoß erreicht.

Gemeindepädagogen und Sozialarbeiter müssen nicht jedes Problem lösen, aber sie müssen zuhören und mitreden können. Mit ihren Zielgruppen gemeinsam können sie mediale Angebote anschauen und ihre Kompetenzen ergänzen. Dieser Ansatz einer pädagogischen Reflexion und gegenseitigen Verstärkung ist deutlich geeigneter als ein politischer Vorstoß, der folgenlos bleiben muss. ■



Foto: Piasecki

Nach den Anschlägen auf eine Synagoge in Halle ist die Anteilnahme groß. Strittig ist, welche Verantwortung Computerspiele für solche Gewalt tragen.



Foto: privat

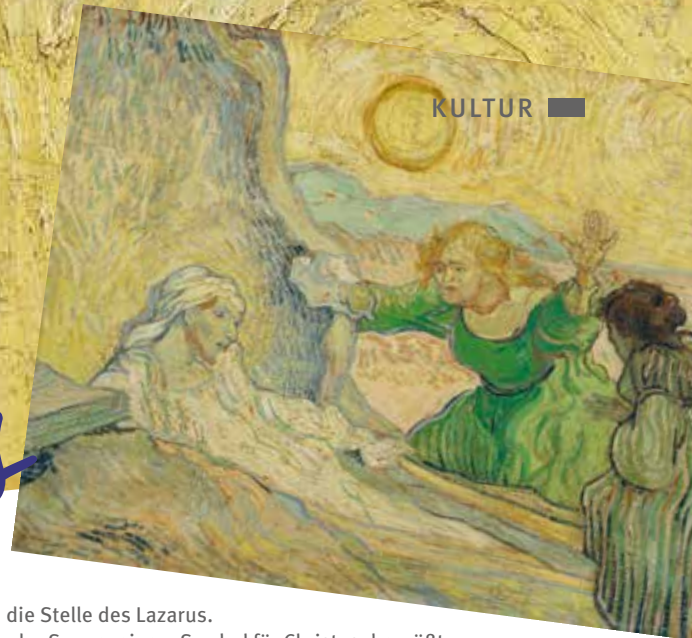
Professor **Stefan Piasecki** lehrt an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung NRW (FHöV) Soziologie und Politikwissenschaften und war selbst zehn Jahre in der internationalen Spielebranche tätig. Medien und ihre Einflüsse auf die gesellschaftliche Stabilität gehören zu den Schwerpunkten in seinen Seminaren. Er ist Jugendmedienschutzprüfer bei der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) in Wiesbaden sowie Vortragender und Lehrbeauftragter an deutschen und internationalen Universitäten.



Jetzt anschauen!
bit.ly/
MythosvanGogh

KULTUR ■

Farben des Glaubens



Vincent van Gogh gehört zu den berühmtesten Künstlern weltweit. Dass er in seinen Bildern seinem christlichen Glauben Ausdruck verliehen hat, ist kaum bekannt. | **VON NORBERT SCHÄFER**

Kunstfreunde bewundern die Schaffenskraft, mit der Vincent van Gogh hunderte Bilder in nur wenigen Jahren in einer Art Rausch erschuf. Andere sehen in dem Künstler einen „Verrückten“, der sich im gequälten Seelenzustand ein Ohr abschnitt. Dass der Maler, dessen Werke noch heute Hunderttausende in Museen weltweit locken und auf dem Kunstmarkt Spitzenpreise erzielen, eigentlich Prediger war und das Evangelium existenziell verstand, wissen die Wenigsten.

Van Gogh ist aufgewachsen in einer frommen, calvinistisch geprägten niederländischen Pastorenfamilie in Brabant, einer Provinz im Süden der Niederlande. Wie sein Vater wollte Vincent Pfarrer werden. Er scheiterte jedoch am Theologiestudium, genauer am Griechischen. Die Theologin Birte Göschl hat in ihrer Doktorarbeit die Religiosität, Spiritualität und Glaubenssuche des Malers anhand des umfangreichen Briefwechsels mit seinem Bruder Theo ergründet: „Bei Vincent van Gogh bricht die Religiosität plötzlich auf und wird sichtbar, als er in seine erste tiefe Lebenskrise gerät. Er hat nach einem Anker gesucht.“ Die Religiosität half dem Künstler, mit Krisen fertigzuwerden. Auf den Tag genau ein Jahr vor dem Tag seiner Geburt war sein Bruder Vincent Wilhelm van Gogh geboren und bald gestorben. Vincent sollte den Eltern als „Ersatz“ dienen und erhielt den Namen des toten Bruders. Eine Bürde für den Heranwachsenden, die er in

Vincent van Gogh tritt an die Stelle des Lazarus.
Der Auferweckte wird von der Sonne, einem Symbol für Christus, begrüßt.

der Form eines Grabsteins vor Augen hatte. Der Versuch, in die Fußstapfen des Vaters zu treten, scheiterte. Der bürgerliche Segen des Vaters blieb Vincent zeitlebens verwehrt. Sein erster Liebeskummer führte ihn in eine tiefe Sinnkrise und sein religiöses Interesse wurde so groß, dass er Laienprediger im belgischen Kohlerevier wurde. Er entschied sich bewusst für das einfache, harte Leben der Arbeiter in Armut und Schmutz. So verstand van Gogh das Evangelium und die Bibel. Weil dem Kirchenvorstand stattdessen ein strahlender Theologe mit tiefgründigen Sonntagspredigten vorschwebte, musste er gehen. Dass er den Menschen zugewandt war und unter ihnen lebte, missfiel nicht nur den Kirchenoberen, sondern auch van Goghs Vater. Vincent habe seine Eltern als bigott erfahren, weil die nicht lebten, was der Vater als Pfarrer propagierte, meint Göschl. Für die Suche nach seiner eigenen Sinnhaftigkeit bediente sich van Gogh schließlich der Sprache der Malerei: Bilder und Symbole wurden zur religiösen Sprache. Zahlreiche Briefe sind ein Schlüssel zum Verständnis seiner Bilder. Göschl erklärt: „Er sagt auch, was er nicht malt, und beschreibt dann gleich im nächsten Satz, warum er etwas anderes malt. Die Briefe geben Aufschluss darüber, wie er religiöse Motive umsetzt.“ Den auferweckten Lazarus versieht er beispielsweise mit den eigenen Zügen und rötlichem Haar. Dahinter die Sonne, die das Symbol ist für Christus, der das Leben schenkt und der das Licht ins Leben bringt. Hat van Gogh den Glauben irgendwann über Bord geworfen? Göschl will sich nicht festlegen. „Ist jemand kein Christ, wenn er sich nicht mehr christlich ausdrückt oder

das Glaubensbekenntnis nicht nachsprechen oder das Vaterunser beten kann? Fest steht, dass er in den biblischen Bildern einen haltgebenden Sinn für sich hat finden können, um zu überleben.“ Van Gogh hat mit der Malerei einen Weg gesucht, um seiner Religiosität Ausdruck zu verleihen. Er wurde für viele Maler der Moderne zum Vorbild. Sein eigenwilliger und einzigartiger Stil mit strahlenden Farben und kraftvollen Pinselstrichen gilt als Ausdruck seines Genies. Um den Niederländer ranken sich auch Mythen. Etwa, dass er zu Lebzeiten kein Bild verkaufte. Oder dass er verwirrt Selbstmord beging. Der leidende Künstler wurde vor allem in Deutschland bald nach seinem Tod regelrecht verehrt, zu einer Art „Messias“ einer neuen Epoche der Kunst erhoben und geradezu religiös überhöht. ■

Vincent van Gogh ist am 30. März 1853 in Groot-Zundert, Niederlande, geboren und am 29. Juli 1890 im französischen Auvers-sur-Oise gestorben. Der Maler hat in zehn Jahren mehr als 800 Gemälde und über 1.000 Zeichnungen geschaffen. Derzeit widmet sich das Städel Museum in Frankfurt am Main in der Ausstellung „Making van Gogh“ dem Künstler. Die Ausstellung mit 50 Schlüsselwerken aus allen Schaffensphasen des Malers ist bis zum 16. Februar 2020 zu sehen. Dazu hat das Städel Museum ein multimediales Digitalium unter vangogh.staedelmuseum.de und einen Podcast unter findingvangogh.de im Internet veröffentlicht.

Foto: Gemeinfrei

Dieter Falk von A bis Z

Der Komponist Dieter Falk ist seit fast vier Dekaden im Musikbusiness aktiv. Mit der Gruppe „Pur“ landete er als Produzent mehrmals auf Platz eins der Charts. Im Interview anlässlich seines 60. Geburtstags geht es mit dem gläubigen Musiker durch das Alphabet: Wer ist Jesus für ihn, wie erlebte er den Mauerfall, warum passen für ihn Showbusiness und religiöse Inhalte zusammen und was verbindet er mit dem Schwabenland? | **VON MARTINA BLATT**

Abenteuerland

Das Album „Abenteuerland“ von „Pur“ ist sicherlich meine erfolgreichste Produktion und der Höhepunkt meiner Musikproduzenten-Karriere.

Bibel

Ich komme aus einem christlichen Elternhaus. Mir wurde die Bibel aber nicht um die Ohren geschlagen. Ich bin in einer Gemeinde großgeworden. In unserer Jugendgruppe gab es einmal in der Woche einen Jugendbibelkreis, wo ich auch eine Zeit lang war.

Ehefrau Angelika

Ich bin 35 Jahre sehr glücklich verheiratet. Frauen für Musiker müssen erst gebacken werden, weil Musiker ein ganz eigenümliches Völkchen sind – und nicht so einfach zu handhaben. Meine Angelika hat das wunderbar im Griff: meine Höhenflüge und die Momente, in denen ich denke, ich kann es nicht oder ich habe keine Ideen.

Dieter Falk mit Umhängekeyboard 1991. In diesem Jahr am 5. Dezember feiert der Musiker seinen 60. Geburtstag.
Foto: Matthias Dente

Christ

ist mein Lebenselixier. Das ist ein abendfüllendes Thema, weil Christ sein in unserer Gesellschaft leider unpopulär geworden ist und man sich oft rechtfertigen muss, wenn man Christ ist, was ich dumm finde. Meinen christlichen Glauben möchte ich in meinem Leben nicht missen. Ich hadere öfter mit dem da oben, aber dafür habe ich dann den direkten Draht zu ihm und frage ihn.

Fulda

1986 habe ich in Fulda beim Bundesjugendtreffen der Pfingstgemeinden gespielt. Die Halle war voll: 4.000 Leute, aber nach dem zweiten Song ging das Licht an. Das war bei „Nun danket alle Gott“ – das habe ich etwas funky gespielt. Die Leute fingen an, ein bisschen zu grooven und zu tanzen. Damals ging das zu weit. Ich wurde von der Bühne geschmissen. Heute schmunzele ich darüber.

DDR

Ich war ganz oft in der damaligen DDR illegal auf Tournee mit dem Gesangsduo „Arno & Andreas“ (Anm. d. Red.: Arno Backhaus und Andreas Malessa). Wir haben in Kirchen gespielt, auch wenn wir nicht eingeladen werden durften. Später war ich sehr offiziell dort auf Konzerttournee mit Gitte Hænning und Katja Ebstein.

Geburtstag

feiern wir mit Freunden und Familie und haben eine kleine Party. Für mich ist das gefühlte Alter ein anderes. Ich stehe ständig auf der Bühne, unterrichte junge Menschen, an drei Hochschulen habe ich Lehraufträge und Professuren. Das hält mich hoffentlich weiterhin jung.

Holland

ist ein tolles Land. Wir haben dort lange gelebt. Ich finde die Musikszene vor Ort sehr bereichernd, ein bisschen Multikulti. Amsterdam ist für mich London in klein.

Jesus

Jesus, Sohn Gottes, ist sicherlich der direkte Ansprechpartner für einen Christen. Der Glaube an Jesus Christus ist ein persönlicher Erfahrungswert, den ich vielen anderen nur wünschen kann. Ich werde nicht den Fehler machen, zu versuchen, sie als Holzhammer-Missionar zu bekehren. Aber persönlich darauf angesprochen halte ich damit nicht hinter dem Berg.

Luther

Für mich als Musiker war Luther der, der Popmusik zu seiner Zeit – populäre Songs, nämlich Volkslieder – in deutscher Sprache in die Kirche gebracht hat, wo damals nur Lateinisch gesungen wurde. Insofern ist er für mich eine wichtige Person, trotz aller Ecken und Kanten und Fehler, die er hatte.

In den Charts

Als jemand, der aus der christlichen Popmusikszene kommt und lange Zeit ausschließlich Gospelplatten produziert hat, und der dann in der normalen Musikszene mit Pe Werner 1988 den ersten Chart-Entry hatte, war das ein ganz besonderes Gefühl. Eine Zeit lang habe ich die Charts als sehr wichtig erachtet, und freue mich natürlich über Platz eins von „Pur“-Platten und anderen, die ich produziert habe. Inzwischen sehe ich das Ganze aufgrund der großen Krise der Musikindustrie etwas zwiespältiger. Musik hat andere Parameter, die Erfolg signalisieren: vor allem die Live-Konzertbesuche.

Klavier

Ich bin mit dem Klavier großgeworden. Meine Mutter hat schon Klavierunterricht gegeben. Klavier ist mein Hauptinstrument. Alle meine Stücke, auch das neue Pop-Oratorium „Bethlehem“, werden am Klavier komponiert.

Nina Hagen

Ein wunderbarer Mensch und eine großartige Person mit sehr viel Herz für Talente. Sie hat die deutsche Popmusikszene stark geprägt. Ich habe sie kennengelernt während der Castingshow „Popstars“. Wir saßen zwei Jahre nebeneinander. Wir haben zusammen Musik gemacht, ich habe sie zu Gospel-Kirchentagen eingeladen.

Mauerfall

Da habe ich geflennt wie ein Schlosshund. Die Bilder der Maueröffnung und wie die Leute alle rüber sind, das war ein undenkbarer Moment bis dato. Meine Frau hat ebenso eine Träne verdrückt, als jemand, der familiärerseits eine Beziehung zum Osten Deutschlands hatte. Wir wussten sofort: Das wird die Welt total verändern – und das hat es auch.

Ostern

kann ich nicht denken ohne Karfreitag. Bei Karfreitag fällt mir ein, dass ich die Matthäusp passion das großartigste Stück von Johann Sebastian Bach finde – vor allem den Choral „Oh Haupt voll Blut und Wunden“. Als Osterlied, als Auflösung dessen, finde ich ein Lied ganz toll, was Luther als altes Volkslied wieder rausgekratzt hat: „Christ ist erstanden“.



Im Jahr 2006 saßen Dieter Falk und Nina Hagen zusammen in der „Popstars“-Jury
Foto: Oliver Schulze

Popstars

Wenn man mich das in den Achtziger- und Anfang der Neunzigerjahre gefragt hätte, ob ich als jazziger Musiker als Juror in einer Castingshow sitze, hätte ich gesagt: „Du bist bekloppt, das werde ich nicht tun, das ist ja cheesy.“ Wobei Castingshows damals nicht so bekannt waren. „Deutschland sucht den Superstar“ kam erst zwei Jahre nach „Popstars“. Ich habe meine Bedingungen gestellt, dass ich Klavier spielen und den Leuten Gesangsunterricht geben kann. Mich hat am meisten gereizt, neben Nina Hagen zu sitzen, die ich klasse fand.

Qual

Ein Kompositionsprozess ist für mich alles andere als eine Qual. Mir fallen Melodien relativ schnell ein, ich vergesse sie aber auch schnell wieder. Deswegen habe ich immer ein Handy dabei, damit ich die Melodien schnell, auch während der Autofahrt, aufnehmen und sie, wenn ich zu Hause im Studio bin, am Rechner direkt umsetzen kann. Wenn mir nichts mehr einfällt, das würde ich als Qual empfinden.

Reue

Meine Frau und ich haben uns Mitte, Ende der Achtzigerjahre Häuser in Nashville angeschaut. Wir wollten auswandern. Die USA waren für mich das große Musikerland. Ich hatte Kontakte geknüpft, mit Kenny Rogers, Amy Grant, Edwin Hawkins gespielt. Wir haben uns anders entschieden und gesagt: „Besser ein großer Fisch in einem kleinen Becken als ein kleiner Fisch in einem großen Becken.“ Einen Monat später kam „Pur“. Ich habe keine Reue, nicht in die USA gegangen zu sein. In den Jahren danach kristallisierte es sich heraus, dass es richtig war, in Deutschland zu bleiben.



Dieter Falk 1996 mit „Pur“ auf der Platin-Party zum Album „Abenteuerland“

Foto: C. Rothenburg

Schwabenland

21 Jahre haben wir zuerst in Stuttgart und dann in der Nähe von Leonberg gelebt. Unsere Kinder sind dort geboren. Meine größten Produktionserfolge habe ich während der Zeit in Schwaben gehabt. Ein bisschen sind wir auch weggezogen, weil meine Frau Angst hatte, dass unsere Kinder irgendwelche Slangs annehmen können. ☺

Tribute to Paul Gerhardt

Die Platte habe ich in dem Jahr veröffentlicht, als ich in der Jury von „Popstars“ saß. Ich finde es ganz wichtig, dass in ein schillerndes Umfeld des Musikgeschäfts wie in einer Castingshow auch solche Inhalte reinkommen. Im Finale von „Popstars“ habe ich einen Paul-Gerhardt-Choral gespielt. Der Unterhaltungschef von Pro7 hat sich zwar gewundert, es aber nicht verhindert. In der Nacht darauf habe ich das Gleiche noch einmal getan: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ in der Stefan-Raab-Show mit seiner großartigen Band. Für mich ist es nie ein Widerspruch gewesen, dass man im Showbusiness auch religiöse Inhalte unterbringt. Es darf nicht steif sein, es muss froh, lebensfroh sein.



Im Rahmen des Bandprojekts „Falk & Sons“ stand der Komponist zusammen mit seinen Söhnen Paul und Max auf der Bühne

Foto: Schorsch Karlstetter

Unter uns

In meinem Studio sind viele Pappordner, in denen mein ganzes musikalisches Leben enthalten ist. Ich lese Namen wie Howard Carpendale, Patricia Kaas, Monroe, Karel Gott, der leider dieses Jahr verstorben ist. Da gibt es viele Geheimnisse, die ich auch „unter uns“ nicht verraten würde, denn das Verhältnis zwischen einem Produzenten und einem Künstler ist immer auch ein Vertrauensverhältnis. Eine musikalische „Ehe auf Zeit“ geht nur, wenn man auch persönlich miteinander kann.

Violine

findet man nicht mehr in meinem Arbeitszimmer, denn die habe ich irgendwann einmal verkauft. Ich habe auf Wunsch meines Vaters ein zweites Instrument begonnen: die Kirchenorgel. Das fand ich großartig. Aber ich wollte wie mein Bruder, der neben Klavier Cello spielte, ein Streichinstrument beherrschen. Deswegen habe ich mit Geige begonnen. Die Hand so ungewöhnlich zu verrenken – so empfand ich das früher –, war sehr anstrengend. Es hat mir allerdings geholfen, für Orchester zu arrangieren.



Jetzt anschauen!
bit.ly/dieterfalk

Achtzigerjahre pur:
Der Komponist auf einem Bild zu seiner LP „On Time“

Foto: privat

Witten

Den dortigen neuen Studiengang „Kirchenmusik populär“ haben mein Kollege Hartmut Naumann und ich zusammen eröffnet. Seit drei Jahren wird in Witten Kirchenmusik-Jazz, Pop als Bachelor-Studiengang angeboten. Ich werde ab diesem Semester auch in Regensburg an der Katholischen Kirchenmusik-Hochschule unterrichten. In Düsseldorf habe ich eine Professur an der Robert-Schumann-Hochschule. An allen drei Standorten mache ich das, was mein Beruf ist: Musikproduktion, Chorleitung und Klavier im großen Kontext populärer Kirchenmusik.

YMCA

Der CVJM (deutsch für YMCA) war im Siegerland, wo ich herkomme, eine große Nummer und hat unter anderem den Offenen Abend Siegen mitveranstaltet. Da habe ich meine ersten musikalischen Fußstapfen hinterlassen. Die Jugendarbeit des CVJM hat viel möglich gemacht. Die „Ten Sing“-Bewegung, die im CVJM sehr kultiviert wurde, hat solche Bands wie Silbermond hervorgebracht.

X-Mas

Ich bin gerade dabei, das Weihnachts-Poporatorium „Bethlehem“ zu komponieren. Insofern ist das Thema Weihnachten bei mir schon seit mehr als einem halben Jahr dran.

Zuschauer

Ohne sie könnte ich nicht. Ich freue mich auf jedes Wochenende, an dem ich zusammen mit meinem Sohn Max auf der Bühne stehe. Ich hoffe, dass ich das noch lange kann. Letztlich ist es auch das, was mich jung hält.



Foto: Felix Vollmer

Dieter Falk ist ein deutscher Musikproduzent, Komponist und Arrangeur. Seine größten Charterfolge feierte er mit der Musikgruppe „Pur“. Er hat Lehraufträge an drei Hochschulen. Zur Zeit arbeitet er an seinem Weihnachts-Poporatorium „Bethlehem“.

Anzeige

70X7
OPEN DOORS TAG 2020
23. MAI 2020 | MESSE ERFURT
 Mit persönlichen Berichten von verfolgten Christen.
 Ermutigen Sie Ihre Geschwister in ihrer Not!
www.opendoors.de/odtag

LOBPREIS- UND GEBETSABEND
22. MAI 2020 | MESSE ERFURT
www.opendoors.de/lobpreis-gebet

OpenDoors
 Im Dienst der verfolgten Christen weltweit

Fontane und der Ehebruch

Am 30. Dezember 2019 jährt sich der 200. Geburtstag Theodor Fontanes. Sein Birnbaum-Gedicht „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“ wie auch seine John-Maynard-Ballade sind wohl immer noch im kollektiven literarischen Gedächtnis vieler Deutscher fest verankert. Doch wie hielt es der protestantisch geprägte Schriftsteller und Journalist mit dem Sechsten Gebot? | **VON MATTHIAS HILBERT**

Wenn es einen Menschen gibt, der für Frauen schwärmt, und sie beinahe doppelt liebt, wenn er ihren Schwächen und Verirrungen, dem ganzen Zauber des Eva-Tums (...) begegnet, so bin ich es.“ So hat Theodor Fontane sich einmal geäußert. In vielen seiner Romane spielen Frauen die Hauptrolle. Dabei versteht der Autor es meisterhaft, die weiblichen Gefühlswelten einfühlsam zu zeichnen. Fontane – der Frauenverstehender.

Geliebt hat er die Frauen auch im wahren Leben – sogar außerhalb der vorherrschenden Sexualmoral. So haben Fontane-Forscher herausgefunden, dass er Vater von zwei unehelichen Kindern war. Wir kennen die Namen ihrer Mütter nicht, sondern wissen nur, dass ihm diese folgenreichen Abenteuer lästige Alimenzahlungen auferlegten. Fontane – der Frauenverführer?

Doch wie hielt es der märkische Frauenschwärmer mit dem Sechsten Gebot? Fontane war 48 Jahre lang mit seiner Frau Emilie verheiratet. Fünf Jahre waren sie zuvor verlobt. Zumindest in dieser Zeit orientierte er sich auch anderweitig. Wie es mit seiner Treue während der Ehezeit bestellt war, wissen wir nicht.

Recht anzüglich konnten seine Äußerungen gegenüber Frauen durchaus ausfallen. Das bestätigt auch jener Fauxpas, der ihm einmal gegenüber der Ehefrau seines Dichterkollegen Theodor Storm passiert war. Und über den Storm sich dann später auch heftig bei Fontane beschwerte. Es waren lockere, geschmacklose Sprüche gewesen, die dieser damals von sich gegeben hatte. Wie etwa: „In den Schoß weinen! – Nä, dazu ist

ein Schoß nicht da!“ Einen sexuell motivierten Annäherungsversuch stellten diese Äußerungen aber kaum dar.

Ehebruch: Keine Petitesse für Theodor Fontane

Wie Fontane zum Sechsten Gebot stand, hat er in einem Brief an Eduard Engel so ausgedrückt: „Das Sechste Gebot ist so gut wie jedes andre und ist nicht dazu da, gebrochen, sondern gehalten zu werden. Das ist Paragraph eins. Indessen die Ehe wird hundert- und tausendfältig unter Verhältnissen gebrochen, die dem schuldigen Teil zwar nicht Zustimmung, aber doch nach längerer oder kürzerer Frist eine Verzeihung sichern. (...) ‚Ehebruch ist Sünde, gewiss, aber unter Umständen (wobei jeder Einzelfall zu prüfen) eine lässliche Sünde.‘“ Bei dieser offensichtlichen Relativierung des Sechsten Gebots ist die Gefahr einer subjektiven Auslegung seitens des Übertreters, dem es nach Rechtfertigung für sein Tun verlangt, nicht zu übersehen.

Im erzählerischen Werk Fontanes wimmelt es von „Ehebruchsromanen“. Da ist zum Beispiel der Roman „L'Adultera“. In ihm emanzipiert sich die Protagonistin ganz bewusst von ihrem wesentlich älteren Mann, indem sie eine Liebschaft mit einem attraktiven Jüngeren eingeht, den sie dann auch nach ihrer Scheidung heiratet. Die Geschichte schließt mit einem leicht kitschig anmutenden Happy-End: Der gehörnte Ex überrascht die Jungvermählten zu Weihnachten mit einer ausgefallenen Geschenkidee.

Dass aber der Ehebruch für Fontane dennoch keine Petitesse war, wird nicht

zuletzt an jenem Roman deutlich, dem er den bezeichnenden Titel „Unwiederbringlich“ gegeben hat. Die Handlung spielt um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In der lange Zeit glücklichen Ehe des holsteinischen Grafen Helmuth von Holk und seiner Frau Christine kommt es zu einer schleichenden Entfremdung. Immer mehr nimmt die streng gläubige Ehefrau an der leichtlebigen Art ihres Mannes Anstoß. Da wird Holk für einige Wochen nach Kopenhagen an den Hof der dänischen Prinzessin gerufen. Dort bezirzt ihn eine Hofdame mit ihrer erotischen Ausstrahlung und ihren libertinistischen Lebensmaximen. Nach einer Bettgeschichte mit ihr leitet der Verliebte überstürzt die Scheidung ein. Umso mehr ist er geschockt, als er merkt, dass die Angebote nur mit ihm gespielt hat und er durch jenes Abenteuer in Wahrheit mehr verloren als gewonnen hat.

Erneut wirbt Holk nun um die Liebe Christines. Diese willigt schließlich in eine Wiederheirat ein. Doch die Hypothek und der Schatten der schuldhaften Vergangenheit ihres Mannes überfordern letztlich die sensible Frau. Sie leidet so sehr daran, dass etwas „unwiederbringlich“ zerbrochen ist, dass sie sich schließlich das Leben nimmt.

Und auch in „Effi Briest“ holt ein Ehebruch die Betroffenen auf eine unheilvolle Weise ein. In diesem Fall ist es die fast noch jugendliche, mit einem ehemaligen Jugendfreund ihrer Mutter verheiratete Effi Briest, die nach anfänglichem Widerstand von einem Frauenhelden verführt wird. Als ihr Ehemann Geert von In-stetten später durch einen Zufall von der zurückliegenden Affäre erfährt, kommt



Theodor Fontanes Geburtstag jährt sich 2019 zum 200. Mal. Er war protestantisch geprägt.

Quelle: picture alliance / akg

es zur Scheidung. Die Möglichkeit einer Versöhnung verbaut sich Instetten, weil ihm die Vorurteile der Gesellschaft zu wichtig sind. In seiner starren Fixierung auf die „Ehre“ fordert er den Nebenbuhler zum Duell heraus. Dabei wird dieser tödlich getroffen. Und auch das Ende der einst so bezaubernden und unbeschweren Effi ist tragisch. Die unglückliche junge Frau, die ihr eigenes Kind nicht aufziehen darf, zieht sich, von der Gesellschaft geschnitten, resigniert und perspektivlos aufs Land zu ihren Eltern zurück. Hier lebt sie unglücklich und stirbt früh. Auf das Romanmotiv war Fontane gestoßen, als er von einer realen Ehebruchs- und Duellgeschichte erfuhr, bei der der ihm persönlich bekannte Armand von Ardenne den Liebhaber seiner Frau Elisabeth erschossen hatte.

Doch der weitere Werdegang der Elisabeth von Ardenne – der „wahren“ Effi Briest – war ein völlig anderer als derjenige der fiktiven Effi. Denn jene Frau, deren Mann sie wegen ihrer Affäre aus dem Haus geworfen und der man ebenfalls die Kinder genommen hatte, war – verletzt, vereinsamt und verzweifelt – in das von Pfarrer Blumhardt d. J. geleitete Kurhaus nach Bad Boll gekommen. Und der zeigte nicht mit dem Finger auf sie, sondern half ihr seelsorgerlich wieder auf. So gewann die Hilfesuchende wieder Mut und Lebensfreude. Sie war fortan in der Krankenpflege tätig. In ihrer Freizeit bestieg sie die Gipfel steiler Berge und lernte im Alter sogar das Ski- und Radfahren. Und anders als „Effi“ wurde sie sehr alt: 99 Jahre. Fontane hätte sich über diesen Verlauf sicher gewundert. ■



Foto: privat

Matthias Hilbert, Jahrgang 1950, wohnt in Gladbeck. Er ist Lehrer i. R. Als Buch ist von ihm zuletzt erschienen: „Fromme Eltern – unfrome Kinder? Lebensgeschichten großer Zweifler“.

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Ein Kinderbuch, das neugierig macht

Lea Käßmann hat ein weihnachtliches Kinderbuch geschrieben. Die Tochter der ehemaligen EKD-Ratsvorsitzenden Margot Käßmann erzählt von Tieren im Wald, die bis über beide Ohren in Weihnachtsvorbereitungen stecken: Da werden Geschenke besorgt, Christbäume geschleppt, Lieder eingeübt – und dann ist da noch der kleine Waschbär. Er kann mit dem hektischen Trubel der Vorweihnachtszeit nicht viel anfangen, dafür aber umso mehr mit dem Weihnachtsgeschehen selbst. Dieses Kinderbuch erzählt die Weihnachtsgeschichte nicht plump und aufdringlich, sondern weckt ganz natürlich Kinderfragen. So liefert das Buch für vorlesende Eltern und Großeltern hervorragende Anknüpfungspunkte, um das Wichtigste von Weihnachten mit den Kindern gemeinsam zu entdecken. Die liebevoll von Jana Walczyk illustrierte Geschichte ist ein wunderschönes Geschenk in der Vorweihnachtszeit. Sehr zu empfehlen! | **STEFANIE RAMSPERGER**

Lea Käßmann: „Der kleine Waschbär wartet auf Weihnachten“, bene!, 24 Seiten, 15 Euro, ISBN 9783963400926



Viel Pink und Glitzer

„Mutter zu sein ist ein Drecksjob“, schreibt Karin Engel. „Doch wenn ich genau hinschaue, dann gibt es eine feine Glitzerspür, die in meinem Alltag sichtbar ist.“ Dieser Glitzer sind für die Autorin Gottes Liebe und seine Gnade. Auf humorvolle Art beschreibt Engel Episoden aus ihrem Familienalltag, der sich mit sechs Kindern und Teenagern immer nahe am Rande zum Wahnsinn bewegt. Auch Gedichte und andere Darstellungsformen haben Eingang in das vielseitige Buch gefunden. Es ist besonders für werdende Eltern und echte Familienmenschen ein unterhaltsames und inspirierendes Geschenk. Eine Affinität zur Farbe pink sollten Leser dieses Buches haben. | **STEFANIE RAMSPERGER**

Karin Engel: „Glitzer hält auch auf Matschhosen“, Gerth Medien, 233 Seiten, 15 Euro, ISBN 9783957345424



„Sagt uns einfach, wer Jesus ist“

Es ist ein sperriger Begriff: „Konvertit“. Doch dahinter verbergen sich Schicksale, Lebenswege, Bedrängnisse, quälende Fragen, konsequente Entscheidungen – und Begegnungen, die über das menschliche Verstehen hinausgehen. Das Buch „Mein neues Leben. Christus begegnet Muslimen“ zeigt das eindrücklich. Darin lässt die Orientalistin Heidi Josua neun Konvertiten zu Wort kommen. Menschen, die geprägt vom Islam oder Jesidentum auf zum Teil abenteuerlichen Wegen Jesus Christus kennenlernten und sich taufen ließen. Bewegende Zeugnisse von Frauen und Männern auf der Suche nach innerem Frieden. Ergänzt sind sie um erklärende und hintergründige Passagen. Etwa dazu, dass deutsche Behörden Konvertiten mit Asylgesuchen oft nicht glauben. Die Lebensberichte werfen wichtige Fragen auf: Wie leben wir hier unseren Glauben? Wem erzählen wir davon? Wie gehen wir mit den Menschen um, die aus arabischen Ländern zu uns gekommen sind? | **JONATHAN STEINERT**

Heidi Josua: „Mein neues Leben. Christus begegnet Muslimen“, Evangelische Verlagsanstalt Leipzig, 200 Seiten, 15 Euro, ISBN 9783374050215



Eingängige Melodien zur Weihnachtszeit

Die sechs Lieder der CD „Anno Domini – Im finstern Lande scheint es hell“ sind melodisch eingängig und überwiegend getragen. Ein flotter Song hätte dem Werk gut getan. Sehr wertvoll ist es, dass es zur Weihnachts-Pop-Kantate „Anno Domini“ auch eine Playback-CD gibt und ein Chorheft mit Zwischentexten. Wer das Werk also mit dem eigenen Chor einstudieren möchte, kann das nötige Material kaufen. Der Schwierigkeitsgrad ist nicht sehr hoch, sodass sich die knapp halbstündige Pop-Kantate auch für weniger professionelle Chöre eignet. | **STEFANIE RAMSPERGER**

Heiko Bräuning: „Anno Domini – Im finstern Lande scheint es hell“, Cap Music, 12,95, EAN 4045027072155



Rapper Kanye West wird zum Prediger

Für die einen ist er ein Genie und Rap-Gigant, für die anderen „nur verrückt“: US-Rapper und Produzent Kanye West. Nun hat der 42-Jährige ein Gospel-Album veröffentlicht – und polarisiert damit einmal mehr. Er singt und rappt in „Jesus Is King“ unkonventionell von seinem neu gefundenen Glauben und fordert die Zuhörer auf, mit Jesus zu leben. „Jesus Is King“ ist nicht das typische Gospel-Album und es ist auch kein typisches Rap-Album. Aber genau das macht West aus: Er macht nichts Typisches. Das neue Album hat weniger Autotune, wofür West bekannt ist, dafür mehr Soul und puren Gesang. Ein Gospelchor fordert im ersten Track dazu auf, Gott zu loben. „Selah“ unterlegt West mit Orgelmusik, in „Water“ rappt er über die Taufe. Die Platte strotzt vor Hinweisen auf Jesus, den Glauben und Gottes Wort. Sie ist allerdings ein relativ kurzes, aber abwechslungsreiches Vergnügen: Nach 27 Minuten und elf Tracks ist alles schon wieder vorbei. Es ist gut vorstellbar, dass West später nochmal nachlegt. Für Rap-Fans, die Lust auf keine Standard-Platte haben, zu empfehlen. | **MARTINA BLATT**
Kanye West: „Jesus is King“, Getting Out Our Dreams II/Def Jam Recordings, 10,99 Euro (Online-Download), ASIN B07ZKXZCHB



Wunderschön!

Das Album „Weihnachtsfreude – Himmlische Melodien zum Fest“ von Kathrin D. Weber zeigt, dass es nicht zwangsläufig Sänger braucht, um wunderschöne Weihnachtslieder zu präsentieren. Die CD ist rein instrumental. Weber ist Pianistin und wird zuweilen von Streichern, Flöten und weiteren Instrumenten begleitet. Auf dem Album finden sich Klassiker wie „Herbei, o ihr Gläubigen“ oder „Ich steh an deiner Krippen hier“. Weber spielt aber auch modernere Stücke wie „Wunder über Wunder“ von Danny Plett oder „Herr des Himmels menschennah“ von Thea Eichholz. Die eigenen Interpretationen der Musiker machen zum Beispiel aus Werken wie „Amazing Grace“ oder „Noel, Christ ist geboren“ ein ganz besonderes Hörerlebnis. Die Melodien berühren die Seele, lassen zur Ruhe und Entspannung kommen und zeigen: Weniger ist manchmal mehr. Eine echte Hörempfehlung in der manchmal hektischen Vorweihnachtszeit – wahrhaft himmlisch. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Kathrin D. Weber: „Weihnachtsfreude – Himmlische Melodien zum Fest“, Gerth Medien, 15 Euro, EAN 4029856400358



Nichts für Traditionsfreunde

Bei wem langsame, traditionelle Weihnachtslieder traurige Stimmung erzeugen, der ist bei „Light of Christmas“ des christlichen Rappers TobyMac richtig. Im Umkehrschluss heißt das allerdings auch: Klassisch andächtige, tiefgründige Songs sucht der Hörer auf der Platte vergebens. Das kann erfrischend sein. Es kommt drauf an, mit welcher Erwartung ein jeder die Lieder hört: Das Album ist elektronisch untermalt, auch durch Sounds eines Launchpads, natürlich wird immer wieder gerappt. Die Lieder sind dynamisch, haben Drive und sind ein Kontrastprogramm zu den Standard-Weihnachtsalben. In „The First Noel“, in dem Owl City den Musiker featuren, gibt es sogar rockige Töne auf die Ohren. Enttäuschend ist, dass der Großteil der Lieder bereits auf TobyMacs Vorgänger-Weihnachtsalbum erschienen ist – nur drei Songs sind neu. Dafür gibt's Punktabzug. | **MARTINA BLATT**
TobyMac: „Light of Christmas“, ForeFront Records via SCM Hänssler, 9,99 Euro, ASIN B076W8JR5G



Ein Weihnachtsstall bringt alle zusammen

Zu Thanksgiving kommt in Amerika normalerweise die Familie zusammen. Doch die Familie vom alten Chap ist etwas durcheinander geraten. Seine Frau ist vor einem Jahr gestorben, die Beziehungen zu seiner Tochter und zu seiner Adoptivtochter Jessica sind angespannt. Chap ist etwas grummelig, aber er will für das bevorstehende Weihnachtsfest einen Stall bauen, um Jessicas Kindern zu zeigen, wie so ein Stall aussieht, von dem in der Weihnachtsgeschichte die Rede ist. Nach und nach kommen immer mehr Menschen dazu und helfen, und Weihnachten kann glücklich gemeinsam gefeiert werden. Nur Jessicas Freund, der Vater ihrer Kinder, wird außen vorgelassen, weil er Jessica allzu sehr bedrängt. Die Botschaft, die der Film vermitteln möchte: Auch wenn wir zerbrochen sind wie ein Krug, kann Gott uns heilen. | **JÖRN SCHUMACHER**

„Der Weihnachtsstall“, DVD, 86 Minuten, 15 Euro, FSK ab 6 Jahre, Gerth, EAN 4051238072006



Für eine Zukunft der Christen im Irak

Seit 2000 Jahren gibt es Christen im Irak. Der IS mit seinem Terror hat unzählige Menschen aus verschiedenen Religionsgemeinschaften ermordet, missbraucht und zur Flucht getrieben. Viele Häuser und Kirchen wurden zerstört oder geschändet. Die Rückkehr der Menschen in ihre Heimatorte erfolgt nur zögerlich. Es herrscht große Sorge wegen der mangelhaften Sicherheit.



Seit 2017 engagiert sich die *ojcos-stiftung* im Irak. Mit unserem **humanitären Engagement** helfen wir beim Wiederaufbau. Mit unserem **politischen Engagement** sind wir als Füsprecher für Christen, Jesiden und andere religiöse Minderheiten im Irak in der deutschen Politik, der Kirche und den Medien aktiv. Wir geben denen eine Stimme, die bei uns keine haben.

Religionsfreiheit ist eine existenzielle Forderung nach Lebensrecht!

Die letzte verantwortliche Frage ist nicht, wie ich mich heroisch aus der Affäre ziehe, sondern wie die nächste Generation weiterleben soll.

Dietrich Bonhoeffer



Dass sich die *ojcos-stiftung* im Irak engagiert, ist großartig. Neben materieller Hilfe ist die Botschaft wichtig: „Ihr seid nicht vergessen!“ Und auch die andere Ausrichtung des Auftrags ist wichtig: Die Stimme der Menschen im Irak hier bei uns im Westen zu Gehör zu bringen und zu verstärken. Diesen doppelten Auftrag der *ojcos-stiftung* unterstütze ich gern persönlich und in meinen Gebeten.

Roland Werner,
Prof. Dr. phil. Dr. theol., Zinzendorf-Institut

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Teil der Lösung!

ojcos-stiftung

Bankverbindung:
IBAN DE78 5206 0410 0004 0047 01
BIC GENODEF1EK1
Verwendungszweck: Irak19
Kontakt: Helene-Göttmann-Str. 22
64385 Reichelsheim/Odw.
E-Mail: info@ojcos-stiftung.de;
Tel: 06164-9308-319

Aktuelle Infos und kostenloser Newsletter:

www.ojcos-stiftung.de
 www.facebook.com/ojcosStiftung
 www.twitter.com/DavidMuellerRMK

Weitere
Informationen:

